



Berlin, den 25. April 1903.

Jena oder Sedan?

Unverküschlich ist der Name dieses Feldherrn in die Ehrentafel deutscher Heeresgeschichte gegraben, aere perennius. Als er geboren wurde, war in Preußen flauze Zeit. Heilige Alliance. Metternich und die Moskowiter redeten uns zu viel drein. Sneysenau verdächtigt. Bohen und Grosman hatten Abschied genommen. Die Demagogenfrohheit war durch das verfehlte Experiment mit den Provinzialständen nicht lirr zu kriegen. Und die Armee, trotz Sieg über den Erbfeind, noch unsicher, immer noch mit Erinnerungen an Jena und Auerstädt behaftet. Wir habens nicht miterlebt und können uns schwer hineinversetzen. Lassen Sie aber den Blick zurückschweifen, Kameraden! Denken Sie an Münchengräß und Gitschin! Der selbe Feldherr, der da mit Clam-Gallas gegen uns socht, griff vier Jahre später mehr als einmal entscheidend für uns ein. Wessen Herz schlägt nicht höher, wenn er der Tage von Saint-Privat, Bazanch, Mouart und des Sturmes auf den Mont Aron gedenkt? Alldeutschland in Frankreich hinein! Das war die Lösung gewesen, der Jeder freudig folgte. Und daß wir die Kaiserkrone aus dem feindlichen Feuer geholt haben, kann uns Keiner bestreiten. Wir; nämlich die Armee, die, Gott sei Dank, auf dem Grundsatz der Kontinuität beruht und heute die selbe ist wie vor dreißig Jahren. Ganz die selbe. Lassen Sie sich durch kleine Verdrießlichkeiten nicht die Freude am Beruf nehmen! Aerger hat Jeder mal und Manches muß 'runtergeschluckt werden. Wer uns aber vorsafeln will, daß wir im Niedergang seien, eingeschlafen auf dem Vorber von 70, Der kennt uns nicht, hat von unserer Arbeit keinen blassen Dunst. Schlafen wir etwa? Wird nicht

mehr gearbeitet als je vorher? Staunen nicht selbst Veteranen, wenn sie hören, was Alles heutzutage von unseren Kerls verlangt wird und wie, vom Rekruten bis zum Kommandirenden, Jeder das Letzte hergeben muß? Ich betone diesen Punkt, weil gerade wieder versucht wird, uns das Handwerk zu vereiteln. Sie werden von dem Schandbuch gehört haben, das ich meine. Das Zeug schmuggelt sich in den Farben ein, die uns die theuersten sind, und trägt hinter dem schwarz-weiß-rothen Deckel die Widmung: Dem deutschen Heer! Nichtsnutzige Heuchelei. Der Skribent, irgend so ein hergelaufenes Subjekt, dem im bunten Rock die Flötentöne beigebracht worden sind, rächt sich mit der wahnsinnigen Behauptung, die Reise gehe nicht nach Sedan, sondern nach Jena. Leider entschließt man sich jetzt zu schwer, solche Heuschriften zu verbieten. Na, wir haben hier nicht Politik zu treiben und können nur dafür sorgen, daß bei uns wenigstens die Zügel nicht am Boden schleifen. Schließlich kommts auf eine sozialdemokratische Verhegung mehr oder weniger auch nicht an. Wir sind nun mal der Knopf auf dem Kirchturm und können das Dohlsengeschrei aushalten. Denn wir wissen: es geht vorwärts und die Anderen können lange laufen, bis sie uns erreichen. Wir wissen: wer uns an den Wagen fährt, kann sich auf ein verdammt eiliges Sedan gefaßt machen. In dieser Zeit aber, wo wir, heimtückisch und mit offener Frechheit, verleumdet werden, wo jeder Quark breitgetreten wird und straffe Zucht, un-nachlässliche Bekämpfung aller Umsturtendenzen doppelt und dreifach nöthig ist, haben wir auch mehr noch als sonst die Pflicht, unserer großen Toten zu denken, selbst wenn sie nicht durch das Band persönlicher Beziehung an die Geschichte unseres Truppentheiles geknüpft sind. Und der Größten Einer, dessen Name fortleben wird, so lange die Erinnerung an Gravelotte und Sedan in deutschen Herzen ein Echo findet, wurde vor fünfundsiebzig Jahren geboren. Eine lange Strecke liegt dazwischen; doch wir dürfen sagen, daß sie bis auf den heutigen Tag stets aufwärts geführt hat und daß wir mindestens die letzten vier Jahrzehnte nicht verträdelst haben; Deubel noch mal! In diesem Sinn: dem Andenken des höchstseligen Königs Albert von Sachsen, des siegreichen Führers der Vierten Armee, ein stilles Glas!"

„Sherry-Brandh oder Curacao orange extra?“

„Keinen grünen Chartreuse? Denen sperren die Pariser dräben ja die Bude; also muß man sich dranhalten. Mich zu machen? Ja, sagt mal, Kinder: aus welchem Drecknest habt Ihr denn Euren Kasinopapa bezogen? Curacao allenfalls, wenn ich kleine Mädchen zu Besuch habe; nichts für seine Hunde. Alles da, Rindwiz? Also 'ran; und ein Bischen plöglich!“

„Sherry-Brandy! Bei S. M. beliebt.“

„Oder Streber! Davon giebt's noch lange keine Karmesinbeine.“

„Mahlzeit! Seid friedlich, hochwohlgeborene Leute!“

„Finde den Alten etwas schleierhaft. Wozu buddelt er uns den Sächser aus? War auf den lieben Herrgott und solche Sachen gefaßt. Seit in der Zeitung stand, daß S. M. Karfreitag-Halbmaß geslaggt hat (Das Allerneueste! Noch nicht dagewesen!), sind sämtliche Schuster ja noch frömmere geworden als vorher schon; und unser Bauwau schielt doch höllisch auf die Brigade. Wird auch Zeit; unseren Segen hat er bereits recht lange.“

„Am Ende will er ins Zwölfte oder Neunzehnte?“

„Stimmt. Mädchen, der Freigeist, bleibt ein Kindergemüth und riecht den Braten erst, wenn der von allein auf den geehrten Teller kraucht. Natürlich will er. Saht Ihr denn nicht den schweren Garbereiter hier 'rumstiebeln? Canis finissimus. Sohn des Bettlers der Eheuse. Irgend ein Thier in Dresden. Da soll die Sache beim nächsten Schub gefingert werden. Hier sengerig geworden, seit die Dritte bei der letzten Besichtigung ihren Compagnie-lopp für sich hatte. Mit grünweißem Anstrich geht's eher. Deshalb das Gestrampel; Loblied auf Albertus wirkt drüben gut. Deshalb auch das Schaufement wegen des Romans. Die Geschichte spielt ja im Lande der hellen Sachsen. Bauwau tritt einfach geordneten Rückzug aus Preußen an. Daher der liebe Herrgott weniger strapazirt als sonst; drüben ist jetzt, von wegen des Zwischenstandes, nämlich Aufgekärtheit Mode, weil der Nob nach Kuttensparfum schnüffelt. Will Alles gelernt sein, Ihr Knaben!“

„Von was für 'ner Choße redete er eigentlich? Neue jüdische Sache gegen Armee? Keinen Schimmer; wenn wir jetzt auch noch diese Schweinereien lesen sollen, mag der Teibel gefälligst die rothe Jacke tragen.“

„Du ahnungloser Engel! Wird aber nicht verlangt; au controleur: verbotene Frucht. Uebrigens Blech. Roman nennt sichs. „Jena oder Sedan?“ Verfasser ein unsicherer Franz Adam Beherlein aus Weissen; wees Kneppchen! Offenbar in Offiziersphäre 'reingerochen, denn Manches ist richtig. Aber ganz blödsinnige Generalisirung. Unsererins kennt ja die Verhältnisse bei der sächsischen Bombe nicht. Doch fühlt man mit dem Sabul, wie Alles verzerrt ist. Wüste Angelegenheit. Das Dollste eine syphilitische Lieutenant'sfrau, angesteckt im ehelichen Verkehr, die mit einem dito Oberlieutenant ihre Männerchen macht, weil Beide — hören Sie zu, Stabsquadralber! — bei dem kleinen Scherz nichts mehr zu riskiren haben. Niedlich, was?“

„Sehr. Doch wenns weiter nichts ist... Glauben Sie, daß solche Fälle

Fall. Wenn aber nichts Nobleres in Eurem Keller wächst: vorwärts; und so dry wie möglich . . . Du siehst blaß aus, Husarenseele. Vielleicht den kleinen Sohn bei Dir gesehen? Oder liebt sie mich wieder mit Schmerzen?"

„Ernsthaft, Walter, da wir schon einmal allein sind. Ein Bißchen zerschunden; die Nerven brauchten frisches Futter. Und ein Schuß Kefel, der 'ner ganzen Schwadron den Magen verderben könnte. Geht wohl vorüber. Mit der Zeit gewöhnt man sich ja sogar ans Zahnplombiren . . . Was ich fragen wollte: Du, gelehrtes Haus, kennst natürlich den Roman, von dem sie sprachen. Als Rekrutenoffizier kommt man nicht dazu. Wirklich so schlimm?"

„Wie mans nimmt, mein Junge. Was von den verschiedenen geehrten Chargen darüber gesagt wurde, war weder gehauen noch gestochen. Leider, könnte Einer von Denen meinen, die immer die Melodie blasen: ‚Die Sache halten!‘ Eine Heckschrift mehr hätte ja nichts zu bedeuten. Das Kommissgeschwäg trifft aber böse daneben. Proßt, Absalon! Was wir lieben; und überhaupt . . . Sehr böse also daneben. Zunächst ungemein starke Talentprobe, trotzdem der zweite Band viel schwächer und man zwischen Banalität und Brutalität manchmal die Geduld verliert. Im Ganzen aber: Honneur! Beobachtung und Darstellung oft einfach prima; stark, schlicht und warm. Bei Zola in die Schule gegangen; nicht den langen Athem und die Wucht, doch viel echter als die Schreckenskammer der débâcle; auch viel lebendiger und darum kurzweiliger. Erschöpft weder Gegenstand noch Leser. Wer aber angefangen hat, kommt nicht wieder los, wenn er nicht gerade die Brechreizbarkeit des guten Feldhaus hat. Jedenfalls literarisch durchaus ernst zu nehmen, mindestens — meine Privatan sicht! — eben so ernst wie Jörn Uhl, der mehr dichterische Qualitäten, aber weniger Perspektive hat. Und keine Spur von Heberei, Verzerrung oder gar Verleumdung. Nicht mal sozialdemokratisch; ich schätze den Herrn Beherlein so ungefähr auf sanften Sozialismus von der nationalen Sorte. Auf den Großgrundbesitz hat ers scharf und träumt die alte Utopie: Bauernhof neben Bauernhof bis an die russische Grenze. Politisch sonst anodin; ohne vordringliche Tendenz. Wir kommen nicht schlecht weg. Die Behauptung, alle Offiziere seien da Lumpen, ist aus den Fingern gesogen; und aus unsauberen. Ein Idealoberst, geradezu aus dem Märchenbuch; ein famoser Keil von Major; Batteriechef schneidig, aber gerecht und im Dienst I A; zwei Lieutenants, die noch in einer Ethischen Gesellschaft Mustereemplare wären; alle Uebrigen können sich sehen lassen; ein paar Bummler, ein harter Streber, der auf seine Art aber auch das Beste will. Keine einzige Karikatur; sogar das Kriegsgericht besteht aus wohlwollenden, gutmüthigen Leuten.“

„Du schwärmst ja ordentlich; und machst sonst doch Alles madig. Willst Du den Mann vielleicht zur Dekorirung vorschlagen?“

„Pour le mérite! Sofort, wenn ich im Kabinet Einfluß hätte. Denn für mich ist's einfach eine patriotische That, mehr werth als das Meiste, was heutzutage mit Eichenlaub und Schwertern belohnt wird.“

„Spaß? Du sagtest selbst: wie mans nimmt!“

„Ernst! Gewiß: wie mans nimmt. Das sollte heißen: schlimm, weil zum Brüllen ähnlich, weil jeder Jahrgang es verschlingen und die Ähnlichkeit wittern wird. Kann für die Disziplin faule Folgen haben. Ist aber auch wieder nützlich, wie jeder nicht schmeichelnde Spiegel. Mord, Totschlag, Wahnsinn, Lues (besonders kindlich gesehen) drängen sich gegen Ende hin etwas unwahrscheinlich zusammen. Schwer zu vermeiden, wenn vollständiger Ausschneid gegeben werden soll. Ist auch nicht Hauptsache. Die ist, daß uns ohne Retouche gezeigt wird, wies steht. Annähernd. Denn unter uns: ich sehe 'ne Nummer schwärzer als der fremde Herr aus Meissen. Der hat die Korruption der Unteroffiziere erkannt — die ewige Litanei an jedem Kasinotisch —, das Spielen, Sausen, die Weibewirthschaft und Durchstecherei (an achtbaren Korporalen fehlt's übrigens nicht), das glänzende Elend des Paradedrills, Bierbengelthum, Arbeiten für die Befichtigung und fürs Manöver Sommertheater, die allmähliche Verseuchung mit sozialdemokratischen Bazillen; und so weiter. Trifft verschiedene Nägel auf die Köpfe. Ist aber lange nicht Alles.“

„Noch nicht? Du scheinst reif für Bebel, Majoratsherr!“

„Mir fehlt der Glaube, mein feiner Knabe; leider: sonst lieber heute als morgen. Kannst aber getrost Brief und Siegel drauf nehmen, daß ein preussischer Beherlein noch mehr schwarze Farbe verpinselt hätte. Unter vier bis sechzehn Augen wird aus dem zarten Herzen ja auch bei uns keine Mördergrube gemacht. Der Bauwau hier ist längst nicht der Schlimmste; anständiger Durchschnitt und seine noch schlechtere Hälfte höchstens für ihn unerträglich. Traut ihm trotzdem irgend Einer mit Epauletten zu, er werfe nicht von früh bis spät mit der Wurst nach der Speckseite? Er thue was der Sache, nicht des Vortheils wegen? Keiner. Vor zehn Minuten probatum est. Und so ist's überall. Darin hat der Alte Recht: die Anforderungen sind gestiegen, riesig; steigen von Monat zu Monat. Fragt sich nur, was und zu welchem Zweck gefordert wird. Ich bin ziemlich viel 'rumgekommen. Wo die Verhältnisse nicht zufällig sehr günstig liegen, netter Corpston von oben her, Vorgesetzte, die auf der Absägeliste stehen und entschlossen sind, sämtliche Augen zuzudrücken: überall das selbe Gestöhn. Unfreudigkeit, verzweifelte Stimmung in Kasino, Unter-

offiziermesse, Mannschaftstuben. Pst! Ich weiß: wir haben noch immer das tüchtigste Menschenmaterial; eine Menge ehrlicher, gescheiter, kreuzbraver Leute von besten Willen. Aber sogar Du Säugling klagst ja schon über Umlanwendungen und Nervenschwind. Warte mal! Wenn der erste Stern fällig wird und Du zu schnuppern anfängst, ob die Schererei am Ende mit dem Bezirks-offizier oder Distriktskommissar aufhören soll, wirst Du noch anders in den Knochen spüren. Die ganze Gesellschaft ist neurasthenisch. Allgemeine Ueberreiztheit, daß es 'nen Hund jammern könnte. Kein Wunder. Jeden Morgen: Vordermann nehmen, — aufs Korn nehmen, mein Sohn, damit Plag wird. Nur daran denkt der echte Schuster bei Tag und Nacht; muß auch. Dazu das Mißtrauen. Man weiß, daß man selten ein wahres Wort zu hören kriegt, und ist heilfroh, wenn die Sachen äußerlich gedeckelt werden. Jeder Untergebene, der lausigste Gefreite, kann Einem in der entscheidenden Stunde das theure Spiel verderben; und ein leiser Rippenstoß kostet den Kragen. Die paar alten Stabskrüppel, die sich an die bewährte Schnur halten, bleiben nach und nach auf der Strecke und jeder neue Kommandeur kommt mit 'ner neuen Apotheke und vergiftet das letzte Bißchen Lebenslust. Ohne den lieben Alkohol, ohne Karten und Rechen gehts kaum noch. Jeder soll das Unmögliche leisten und die Hacken zusammenschlagen, wenn eine Wuth, die er nicht verschuldet hat, an ihm ausgelassen wird. Und wofür? Damit ein neuer Griff klappt und beim Parademarsch die Scheiben zittern. Von früh bis spät wird Friede geblasen und Kriegsvorbereitung gespielt. Vier Armeecorps sollen diesmal Kaisermandover haben. Théâtre paré nennt's das berliner Hofküchenfranzösisch. Stell Dir mal vor, was da an Kraft und Schweiß vergeudet wird; und ist's schließlich so weit, dann darf man an den Knöpfen abzählen, welche Strategie gewählt werden soll. Der Schiedsrichter wird Euch schon sagen, welche von beiden Parteten gehorsamst 'vernichtet' zu sein hat. Und die wachsende Schwierigkeit mit den Kerls, die auf blinde Unterwürfigkeit nicht mehr geacht sind und eine sehr bössartige 'Oeffentlichkeit' hinter sich haben; das Hinschwinden des passenden Offiziererfages; der Jammer, bis man einen halbwegs brauchbaren Dorf, umel zum Kapituliren beschwagt und ihm alles Blaue vom Himmel versprochen hat, obwohl man selbst weiß, daß er, wenn seine zwölf Jahre 'runtergerissen sind, höchstens als Schutzmann ankommt. . . Orr! Dabei kanns nur schlimmer werden. Die besten Leute geben wir jetzt schon vielfach an die Industrie ab. Natürlich: da weiß man doch, warum man wacht, steht nur für sich ein und braucht nicht zu zittern, wenn ein kassubisches Windvieh bei der Besichtigung mit dem fal-

sehen Fuß antritt. Wer hat denn Lust, schlecht geöltes Rädchen in einer Maschine zu sein, die für ihre eigentliche Bestimmung nichts leistet und nur an Sonn- und Feiertagen zu Schaustellungszwecken aus dem Schuppen gezogen wird? Dann lieber gleich Große Oper, Und die Himmelei, die zu unserem Metier paßt wie die Sau ins Judenhaus; die beständige Angst, schneidig genug zu sein und doch nicht als Messerscharfer Eins in die geehrte Konduite zu kriegen. Du machst Augen. Redet denn nicht Jeder so, wenn er sich vor Spiegeln sicher fühlt? Jeder, dem der Blaue Brief in die Suppenterrine gefallen ist? Mit einem Mal ist dann der Staar gestochen und das Jammern geht los: Hätte man doch als junger Kerl was Nahrhaftes gelernt! Gabs früher nicht. Aber die Leute wußten auch ungefähr, wie lange sie sich ohne Eis halten würden, und ahnten nichts von der modernen Massenmorderei.“

„Du glaubst also auch, daß es nach Jena geht?“

„Fällt mir nicht ein. Andere Zeiten, andere Fehler. Unsere Leute aller Chargen machen noch immer, was gemacht werden kann; und mehr. Sind vielleicht, wenn der Sakrifunke hinzukäme, heute noch unüberwindlich. Nee, mein Junge, gejenat wird nicht. Aber ich sehe die Unfroheit, fühle die Nervosität, höre die Flüche und weiß, daß es nur da noch leidlich geht, wo man in Allem, was nicht ‚auf Glanz gearbeitet‘ wird, Gott ’nen guten Mann sein läßt. Woraus ich mir zu schließen gestatte, daß der Apparat dem Bedürfnis nicht mehr entspricht, also modernisirt werden muß. Nämlich . . . Na, welcher Landpastor kann denn da wieder die Lust nicht halten?“

„Der Generalstreber. Vierte Compagnie wird ja nächstens frei.“

„. . . und so dürfen wir nicht auseinandergehen, ohne des Trauertages zu gedenken, an dem uns vor zwölf Jahren der große Marschall entrisen wurde. Sein Gedächtnis lebt unter uns fort und die Erinnerung an den Geist des glorreichen Schlachtendekers ist die sicherste Schutzwehr wider die lächerliche Wuth der Neuerungen, die sich vermifft, erprobte Traditionen über Nacht wegzuschwemmen und die unerschütterte und unerschütterliche Schlagkraft, die fröhliche Zuversicht unseres Heeres zu beirren. Noch, Kameraden, heißt, deutsch sein, erzt Sache um ihrer selbst willen treiben; und mit des Allmächtigen Hilfe wird dieser Satz gelten, so lange die deutsche Zunge. . .“

„Na also! Wenn nur geredet und gedenkt wird. Prosit Rest, holder Knabe! Und dann wollen wir in die Klappe gehen. Es hat Zwölf geschlagen.“



Die Mission der Frau.

Die Frauenfrage, über die viel, allzu viel — und durchaus nicht immer gut — gesprochen wird, hat die Schlachtreihe der Männer, die für und wider die Rechte der Frau kämpfen, in so seltsamer Weise verwirrt, daß es beinahe aussieht, als seien sie zu ihrer Entscheidung nicht durch die ruhigen, leidenschaftlosen Erwägungen des unparteiischen Beobachters, sondern durch die flüchtigen und egoistischen Eindrücke höchst persönlicher Erfahrungen gedrängt worden. Die einfachste Logik würde uns sagen, daß alle Fortschritt-freunde die vollständigste Emanzipation der Frau unterstützen, alle Konservativen dieser Bewegung sich entgegenstemmen müßten. Nun findet man aber Fortschrittler und Sozialisten, die Antifeministen, Konservative und Reaktionenäre, die Feministen sind. Neben Achille Loria, dem wissenschaftlichen Sozialisten, der die Gleichheit von Mann und Weib proklamirt und die selben Rechte für beide Geschlechter verlangt, steht Cesare Lombroso, auch ein sozialistisch angehauchter Mann der Wissenschaft, der die Frau für dem Manne absolut untergeordnet erklärt und ihr aus diesem Grunde die gleichen Rechteweigert. Neben Ferdinand Brunetière, der auch in der Frauenfrage sich zum Paladin des Alten und Ueberlieferten aufwirft und daher wünscht, das Weib möge in ewiger Unmündigkeit verharren, steht Edouard Rod, ein Schriftsteller, dem man wahrhaftig keine umstürzlerischen Tendenzen vorwerfen kann und der, wie nur irgend ein Freidenker, gleiche Rechte für Mann und Frau heischt. Was bestimmt diese seltsame und unlogische Gruppierung der Männer gegenüber der Frauenfrage? Hängt sie etwa vom Gegenstande des Streites selbst ab und müssen wir erkennen, daß die Frau, wie sie uns im Leben so häufig unseren heilsamsten Ideen abtrünnig, gegen uns selbst inkonsequent macht, daß sie auch auf dem Felde der Theorie die ungeheure Kraft hat, die feste, starke Klinge wissenschaftlichen Denkens umzubiegen zum Widerspruch gegen sich selbst? Wer will entscheiden, ob in dem Antifeminismus der Einen nicht, als unbewußter Sauerteig, die Bitterniß unglücklicher Liebe gährt, in dem Feminismus der Anderen die nachsichtig stimmende, manchmal noch beseligende Erinnerung an das Glück vergangener Liebe?

Wenn es immer und in allen Fragen schwer ist, von der eigenen Person und den eigenen Erlebnissen zu abstrahiren, so ist es ganz besonders schwer in dem Problem der Frauenfrage, wo die feine Linie, die den Gedanken vom Gefühl trennt, kaum aufzuweisen ist und in die wir — ohne es zu wissen und zu wollen — den ganzen Wust von Haß und Liebe, von Hoffnung und Eifersucht, von großmüthigen Idealen und egoistischem Ehrgeiz hineintragen, den die Frau, die ewige Erweckerin, in unserem Wesen entsieft. Vielleicht müßte jeder Mann, wenn er aufrichtig sein wollte, ge-

sehen, daß jedesmal, wenn er über die Frauenfrage gestritten und für die Frau die ausgedehnteste Theilnahme am öffentlichen Leben, freien Zutritt zu allen Berufsarten und den Genuß aller Rechte, bis zum politischen Stimmrecht, begehrt hat, ihm als holde Widersacherin das Phantom der eigenen Frau vor das geistige Auge getreten ist, der Frau, die er über Alle und über Alles liebt; und der atavistische Instinkt männlicher Eigensucht, der das kostbare Juwel im Familienschrein verschlossen halten möchte, empörte sich in ihm, um wider die freie Ueberzeugung des modernen Mannes zu kämpfen, der fühlt, er müsse mindestens erlauben, daß die von seinem Juwel ausgehenden Lichtstrahlen auch Anderen erglänzen, und der weiß, daß er nicht zur Sklaverei eine Seele zwingen kann, die gleich ihm ein Recht an das reiche und verwickelte Leben der modernen Welt hat.

Doch auch abgesehen von diesen sentimentalen Erwägungen: ich glaube, daß der Widerspruch, auf den ich hindeutete und durch den Männer von entgegengesetzten Anschauungen und Parteien auf einmal sich vereinigen, um die Frauenbewegung zu bekämpfen oder zu begünstigen, von viel allgemeineren, tieferen, wichtigeren und wesentlicheren Motiven bestimmt wird. Hauptsächlich, meiner Meinung nach, durch die Thatsache, daß das Frauenproblem falsch gestellt worden ist. Bisher hat man geglaubt, der Kampf müsse um die Frage toben: Ist die Frau dem Manne untergeordnet oder überlegen? Damit wäre das Problem von Anfang an in die Zwischlinge eines Dilemmas geklammert, wäre obendrein auch eine ganz zwecklose Frage gestellt.

In der Psychologie und in der Soziologie haben die strengen Gesetze der Arithmetik keine Bedeutung; und wenn es wahr ist, daß eine gegebene Zahl einer anderen entweder untergeordnet oder übergeordnet sein muß, so ist darum noch nicht wahr, daß auch ein gegebener Organismus einem anderen unter- oder übergeordnet sein muß; er kann einfach von ihm verschieden sein. Ein Arzt, den man fragen wollte, ob das Athmen oder die Ernährung wichtigere Funktionen für das Leben seien, würde antworten, beide seien gleich wichtig und gleich nothwendig. Und er würde zwischen ihnen keinen Vergleich anstellen können, um über ihre größere oder geringere Wichtigkeit zu entscheiden, weil nun einmal die absolute Nothwendigkeit des Lebens diese materiellen Gradunterschiede nicht zuläßt. Genau so verhält es sich mit unserem Problem. Die Frau ist dem Manne weder überlegen noch untergeordnet: sie ist anders. Anders und unvergleichbar und eben so nothwendig; da ja Mann und Frau die beiden Atome sind, die das Molekül des sozialen Lebens bilden, und da es kein Leben giebt, sobald eins von ihnen fehlt.

Und aus diesem Anderssein, das psychologisch wie physiologisch sehr tief geht, wird nicht nur der holde Wahnsinn, Liebe genannt, geboren, sondern ihm entspringen auch deutlich und klar die Gründe, aus denen die Frau

nicht gleiche, wohl aber den männlichen gleichwerthige Rechte haben muß. Nicht gleiche, denn sie ist anders; nicht geringere, denn sie ist nicht untergeordnet; aber gleichwerthige, denn ihr Platz in der Welt ist durch des Naturgesetzes Kraft auf der selben Höhe gesichert wie der des Mannes. Wäre das Problem so gefaßt, dann hätten wir in der Frauenfrage weder die pessimistischen Uebertreibungen gewisser Gelehrten noch die optimistischen Uebertreibungen Derer, die in Folge einer begreiflichen Reaktion den Glauben wanken möchten, die Frau lebe unter den selben sozialen Bedingungen wie der Mann.

Nehmen wir ein Beispiel. Die Physiologen haben in den Geweben der Frau, in ihren Blutkörperchen, in dem Entwicklungsprozeß ihres Gehirns den Beweis dafür gefunden, daß sie physisch weniger entwickelt ist als der Mann. Und die Psychologen, die ihre Intelligenz und ihr Empfindungsvermögen analysirten, haben die Frau einem Erwachsenen mit den Leidenschaften eines Kindes verglichen und sie, wie das Kind, definiert als einen Schwamm von großer Aufnahmefähigkeit. Aus diesen Untersuchungen — von denen ich die erste zum großen Theil als richtig anerkenne — haben einige Männer der Wissenschaft, von der Idee, einen arithmetischen Vergleich zwischen den beiden Geschlechtern ziehen zu müssen, blind besessen, hat namentlich aber die profane Menge, die das traurige Vorrecht hat, die Wissenschaft durch falsche Auslegung widerwärtig zu machen, die Konsequenz gezogen, die Frau sei an Werth geringer als der Mann. Aber ist etwa die Mission der Frau in der Welt die selbe wie die des Mannes? Und da sie es nicht ist: scheint es Euch logisch, zu fordern — bei Strafe, sie sonst mit dem Stempel der Inferiorität zu brandmarken —, daß die Frau, die eine andere Mission hat, die selben physischen und moralischen Eigenschaften besitze wie der Mann? Ist es nicht einfach absurd, zu verlangen, daß Menschen, die verschiedene Funktionen zu verrichten haben, die selben Anlagen haben sollen?

Das selbe Mißverständnis, das die unlogische Ansicht der Antifeministen hervorruft, ist auch Ursache der übertriebenen Meinungen der Feministen. Die Einen wollen die Frau dem Manne gleich haben, die Anderen wollen sie inferior, weil Niemand sich dazu herbeiläßt, sie als verschieden und unvergleichbar anzuerkennen. Und die Gleichheit erstreben sie nicht nur in der Erwerbung juristischer und politischer Rechte, sondern auch in dem Begehren, beide Geschlechter sozial der selben Moral zu unterstellen, der selben Freiheit auf dem Gebiete der Liebe. Obwohl nun diese Theorie mit viel Geist von meinem Freunde Jules Bois vertreten wird, nehme ich keinen Anstand, sie für eine Verirrung zu erklären, die gerade dem Mißverständnis entstammt, diese einfachste Wahrheit nicht erkannt zu haben: daß die Frau vom Manne verschieden ist und daher nicht gleiche Rechte mit ihm haben kann. Die Frau bedarf der Liebe weniger als der Mann und die Folgen

der Liebe sind bei ihr unendlich viel schwerer als beim Mann. Das sind unbestreitbare und zum Glück auch unbestrittene Thatsachen; also weiß ich nicht, welches logische Prinzip ihr die selbe Freiheit auf dem Gebiete der Liebe zuerkennen sollte.

Aber die Uebertreibung der Feministen führt noch zu anderen Irrthümern. Sie sind überzeugt, daß auf intellektuellem Gebiete die Frau Alles kann, was der Mann kann, wollten deshalb beweisen, daß sie sich, wenigstens intellektuell, auch ohne ihn zu behelfen vermag, und gelangten dahin, einen ausschließenden Feminismus zu schaffen, der nichts weiter ist als eine Form der ökonomischen Konkurrenz mit dem Manne. Das typischste und genialste Beispiel dieser Ausschließlichkeit ist *La Fronde*, die wunderschöne Zeitung der wunderschönen Madame Durand, ein Blatt, das ausschließlich von Frauen redigirt, gesetzt, gefalzt und expedirt wird, einem Heere moderner Amazonen der Feder, die, um ihren Werth zu beweisen, statt sich dem Mann zu verbünden und an seiner Seite zu kämpfen, ihn von sich stoßen und ihm den Krieg erklären; und auf diese Weise neben dem Klassenkampf, der leider so verhängnißvoll historisch begründet ist, noch einen Kampf der Geschlechter eröffnen, der, wie ich hoffe, nur eine kurze Episode in der Uebergangszeit, die wir durchmachen, bilden wird.

Wahrheit: die Leidenschaft Freunde und Feinde des Feminismus zu Extremen forciert und Beide von der Fata Morgana einer mathematischen Gleichheit der Geschlechter, die absolut unmöglich ist, genarrt werden, haben nur Wenige erkannt, was wahrhaft groß und erhaben in der Frau ist: die Mutter; nur Wenige haben gefühlt, daß wir auf diese ihre geheiligte Funktion, die auch alle psychologischen Unterschiede der beiden Geschlechter erklärt, nicht nur unsere Bemühungen und Huldigungen — mit denen wir Männer verschwenderisch umgehen, denn sie kosten uns wenig —, sondern auch die Rechte der Frau zurückführen müssen, die wir nur langsam und spärlich anerkennen, denn sie würden unserem männlichen Egoismus theuer zu stehen kommen. Das oberste Recht der Frau, das durch das Naturgesetz selbst geheiligte — denn es verlängert moralisch die physiologische Funktion der Mütterlichkeit —, ist das Recht auf die Erziehung ihrer Kinder.

Wie stellen sich heute die Frauen zu diesem Rechte, das sich in ihnen veredeln und zu einer unverleglich heiligen Pflicht werden sollte? Und was thun wir Männer, um unseren Frauen die Ausübung dieses Rechtes zu ermöglichen, um sie verantwortlich und würdig zu machen, es auszuüben? Muß man nicht zugestehen, daß neben diesem gewaltigen Problem, das die gesammte Zukunft der Gesellschaft im Keim umschließt, alle anderen juristischen oder politischen Forderungen der Frauen zu ärmlichen, nebensächlichen Fragen zusammenschrumpfen?

Für die Frauen, die eine Familie sich nicht gründen wollen oder können, für die Frauen, die, obgleich im Besitz einer Familie, Herz, Geist und materielle Mittel haben, um ihre Kraft auf einem weiteren Felde zu bethätigen, für sie giebt es ohne Zweifel andere Wege, reich an fruchtbaren Möglichkeiten, auf denen vielleicht das Licht eines glühenden Ultraismus um so heller glänzt, wenn auch der Strahl innigen Empfindens minder warm leuchtet.

So, *физическое, духовное, интеллектуальное, материальное, моральное, политическое, социальное, экономическое, культурное, общественное, личное, семейное, национальное, международное, мировое*.

blemen oder der Heilung sozialer Schäden widmen und die tapfer für ihre moralische und ökonomische Unabhängigkeit kämpfen: die oberste, weil normalste Funktion der Frau bleibt immer auf den Kreis der Familie beschränkt, einen engen Kreis, wie Manche meinen, und doch bildet er den Kern, von dem alle sozialen Kräfte ausstrahlen, die häufig verkannte und vernachlässigte Triebkraft, die durch Erziehung allen Formen des bürgerlichen Körpers Seele und Leben verleiht.

Die an der Spitze der Regierungen stehenden Männer kennen das Erziehungsproblem nur unter der Form der Schule. Dafür ist Einiges geschehen, wenn auch die Schule noch immer das Aschenbrödel unter den sozialen Einrichtungen und der Bahn noch nicht ausgerodet ist, für die Größe des Vaterlandes sei es wichtiger, Gewehre und Kanonen, als Köpfe und Männer zu produzieren. Nicht laut genug kann aber gesagt werden, daß die Schule nicht nur heute eine mehr lehrende als erzieherische Mission hat, sondern daß sie auch erst an zweiter Stelle kommt, wenn es gilt, das Kind zu bilden und zum Manne zu machen. Die erste und wichtigste Stelle ist die Familie: und der Schullehrer würde herzlich wenig über Herz und Hirn der Kinder vermögen, wenn die Mutter ihm nicht zu Hilfe läme und ihm den Boden bereitete.

Und nun fragen wir einmal, welchen Einfluß heute die Familie hat, was die Mutter für die Erziehung ihrer Kinder thun sollte und was sie in Wahrheit thun kann.

Eine der ernstesten und seltsamsten Erscheinungen in den gebildeten Klassen — und ich spreche von den gebildeten Klassen; denn es wäre grausamste Ironie, da von sozialen Pflichten zu sprechen, wo Unwissenheit herrscht und das tägliche Brot mangelt — ist die Disharmonie, der Mangel an intellektuellem Gleichgewicht zwischen Mann und Frau. Man könnte behaupten, daß die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, die ich konstatiert habe und die das Geheimniß und den Zauber des Lebens ausmacht, künstlich und pathologisch gesteigert worden ist, bis sie zu einem Mangel und zu einer Gefahr ausarten mußte. In unseren oberen Klassen ist die Ehe, wenn sie stets auch ein physiologischer Organismus, manchmal ein psychologischer Organismus ist (falls die beiden Gatten einander lieben und die poetische Voraussetzung, zwei Körper und eine Seele zu sein, verwirklichen), doch fast

niemals oder höchst selten nur ein wirklicher und eigentlicher intellektueller Organismus. Denn die religiösen und politischen Ideen, die Ansichten über Erziehung weichen fast immer weit von einander ab. Sehen wir uns doch um, entfernen wir wenigstens für einen Augenblick die Patina von Heuchelei, mit der wir um des lieben Friedens willen unsere Reden bedecken, bekennen wir, daß in unseren Familien häufig die Einheit der Gesinnung, die intime, völlige, ehrliche Uebereinstimmung in Denken und Glauben zwischen Gatten und Gattin fehlt; gestehen wir, daß die Eltern nicht selten vor ihren Kindern das verderbliche Schauspiel von Streitigkeiten über die Grundsätze der Moral und des Lebens geben oder daß sie (was vielleicht noch schlimmer ist) sich in vorsichtiges Schweigen hüllen, das die Furcht verräth, über diese Probleme zu reden, weil man von vorn herein die Gewißheit hat, doch zu keinem Verständniß zu kommen. Ein schreckliches und bereedtes Schweigen, das das Kind versteht, mit der unbewußten Klarheit der unberührten Seele sich auslegt und das es verwirrt; denn es erräth daraus die Unsicherheit, den Zweifel, den Widerspruch, die es später aus der Familie in die Schule und aus der Schule ins Leben begleiten werden. Hier liegt der erste Fehler der Erziehung: die schwankende oder widersprechende Grundlage der Ueberzeugungen der Eltern, die unausgesprochenen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen. Wie können die Kinder in diesem geistigen Nebel, der sie umgiebt und der nur ab und zu zerrissen wird durch den grellen Blitz eines Zankeß, sich einen Glauben und ein Gewissen bilden? Und wie können wir uns beklagen, daß die Jugend wankelmüthig, skeptisch und pessimistisch aufwächst, wenn sie in der Familie, statt des sicheren Führers fester, von Vater und Mutter gleich freudig unterstüzter Prinzipien, einen fühlbaren Gegensatz in der Leitung findet?

Dieser Gegensatz wird — wenigstens zum Theil — gewöhnlich durch ein bestimmtes System herbeigeführt. Der Mann überläßt zunächst die Erziehung der Kinder der Frau, gestattet ihr so, ihnen die Grundbegriffe ihres Glaubens und ihrer Anschauungen einzutrichtern, verzichtet, aus Gleichgiltigkeit oder aus Friedensliebe, auf seine Autorität und tröstet und beruhigt sich bei dem fatalistischen Gedanken, daß die Kinder später schon ihre Ideen wechseln und so werden würden, wie er selbst geworden ist. Und die Kinder ändern sich wirklich unter dem Einfluß ihrer Genossen, unter den Lichtstrahlen des Wissens, unter dem fortwährenden Stachel des Lebens, der nach und nach die ersten holden Illusionen, den unschuldigen Kinderglauben, verkümmert. Nun ist es aber nicht nur mühselig und unverständlich, die Kinder zunächst mit Ideen vollzustopfen, die sie später verleugnen müssen: in diesem System liegt auch eine ernste Gefahr; denn man glaubt zu Unrecht, daß die den Kindern eingestößten ersten Ideen wie tote Dinge im Hirn und Herzen des Mannes für immer eingefahrt werden könnten. Die haben eine aus Wunderbare

grenzende, auf einem physiologischen Gesetz beruhende Auferstehungskraft. Wir können das Gedächtniß für frische Thatfachen verlieren oder den Einfluß neuer geistlicher Einwirkungen nicht mehr empfinden: aber wir verlieren niemals die Erinnerung an längst entschwundene Thatfachen, den Einfluß fernster Ideen. Während Falstaff nach einem ausschweifenden Leben in einer Schänke zu London stirbt, spricht er von den grünen Feldern seiner Kindheit, sieht er das Land, in dem er als Knäblein lachte. Und diese Rückkehr des Sterbenden zu den fernsten Erinnerungen seines Lebens ist nicht etwa ein poetischer Kunstgriff, eine geschickte sentimentale Erfindung. Das intuitive Genie des Dichters sah eben, lange vor dem Forscher, die Wahrheit, die nach Jahrhunderten Ribot wissenschaftlich so formuliren sollte: Die zuletzt entstandenen Ideen verflümmern am Schnellsten, die Empfindungen aber, die unseren kindlichen Organismus trafen, sterben niemals, sondern kehren gegen das Ende unseres Lebens dem Geist zurück. Dieses Gesetz bewirkt, daß wir so oft erleben, was Sergi den Dämmerzustand des Hirns nennt, das Wiederaustauschen und die Zwangsvorstellung von Ideen, die in Kindheit und Jugend die Grundlage der ersten geistigen Gewohnheiten gelegt haben und die eine oberflächliche Beobachtung beim erwachsenen Manne für immer beseitigt geglaubt hatte.

Meine Worte sollen nicht als eine versteckte Anspielung zu Ungunsten bestimmter Ideen und zum Preis anderer ausgelegt werden: ich enttäusere mich für einen Augenblick meiner Eigenschaft als eines bescheidenen Positivisten, ich strebe danach, mich über alle intellektuellen Leidenschaften und Parteien zu erheben, und spreche nicht im Namen einer Doktrin, die, wie ehrlich sie auch bekannt, doch irrig sein kann, sondern im Sinn der Charakterbildung, der die größte Sorgfalt zukommen sollte und die leider am Meisten vernachlässigt wird. Gebt Euren Söhnen den Glauben und das Ideal, die Euch am Besten gefallen: jede Meinung hat ein Recht auf Achtung und ist eine lebendige Kraft in der Welt, wenn sie redlich empfunden wird; aber gebt ihnen nicht den Zweifel, trübt nicht das reine, klare Wasser kindlicher Begeisterung mit dem schlaun Gift Eurer Berechnungen, in der Hoffnung, entweder das Kind für immer an die Einflüsterungen der ersten Jahre zu verpfänden, oder im Vertrauen, daß es sie auf dem Weg skeptischer Erfahrung loswerden wird. Welche von diesen Hoffnungen sich auch erfüllen möge: beide werden schmerzliche Folgen haben; denn beide werden die Entwicklung des Charakters hemmen, nicht nur durch das Beispiel von Veränderlichkeit und Widerspruch, das sie geben, sondern auch, weil, wenn es schon an sich schwer ist, die Erziehung von vorn anzufangen, diese neugeregelt Erziehung vollends nutzlos wird, sobald im Alter das geschwächte Gehirn dem Glend des verhängnißvollen Dämmerzustandes verfällt.

Einheit in der Leitung, eine Umgebung mit festen Grundfäßen: Das

also ist, dessen das Kind vor Allem bedarf, damit seine Seele sich frei und würdig entwickeln kann. Und hier ist von der Emanzipation der Frau viel zu hoffen. Je mehr sie sich der Wissenschaft und dem Leben nähert, je mehr sie, ebenbürtig dem Manne, zur Helferin am Werk sozialer Reform wird, die sich uns heute von allen Seiten aufdrängt und aufzwingt, desto mehr wird sie auch für die Erziehung ihrer Kinder leisten. Für eine wirkliche Erziehung, die Charaktere bilden will und ihr Ziel am Besten erreichen wird, wenn sie die Kinder so lange wie irgend möglich vor der Uniformirung durch die Schule bewahrt. Kinder in zarter Jugend verpflanzen, heißt, ihre Entwicklung bewacht und absichtlich stören. Und die Schule wirkt mit all dem Neuen, was sie bringt, auf junge Gemüther noch öfter verwirrend als fördernd.

Für eine Mutter, die mit dem Tode ringt, ist der Gedanke, ihr Kind verlassen, es der Sorge Anderer, vielleicht fremder und unbekannter Personen anvertrauen zu müssen, sicher der grausamste Schmerz. Und doch: wie viele Mütter beschleunigen freiwillig den Anbruch der Stunde, wo sie sich von ihrem Kind lösen müssen, wie viele schicken es zu früh in die Schule und versehen es so ohne Noth in ein ihm fremdes Milieu! Im tiefsten Innern fühlen sie wohl die Unnatur dieses Systems; so oft sie auch wiederholen, daß die Schule der nothwendige Weg ins Leben ist, so gern das Ahnen mütterlicher Liebe die kleinen blonden Köpfschen schon mit Ruhmeskränzen gekrönt sieht: der erste Schultag, der Tag der Trennung, naht nie ohne bitteres Leid. Der Schmerz geht ja vorüber: der kleine Schüler gewöhnt sich an die Schule, wie die kleine Waise sich an die neue Familie gewöhnt; aber dieser Schmerz ist das Symptom und der Triumph des gesunden mütterlichen Empfindens.

Und warum sollten wir unsere Kinder im zartesten Alter der Leitung eines Lehrers anvertrauen, der sich, im besten Fall, bemüht, sie zu belehren, statt sie zu erziehen, und der, statt sie zu entwickeln, sie ermüdet? Lassen wir unsere Kinder doch unter uns und mit uns leben! Lassen wir sie sich körperlich und moralisch bilden, bevor wir sie zwingen, sich mit Kenntnissen vollzustopfen! Die ersten intimen Lebensjahre, die das Kind in einer warmen Gemüthsatmosphäre verbringt, werden nicht nur ihm, sondern auch der Mutter zum Heil reichen. Kein Lehrer erkennt so klar, wie ein Kind erzogen werden muß, wie die Mutter, weil die Frau instinktiv und intuitiv die Temperamente herausfühlt und Belohnungen und Strafen, Worte und Handlungen je nach der Nothwendigkeit dosiren kann, — wenn dieses Apothekerwort hier gestattet ist. Und wäre selbst einem Lehrer dieser weibliche Scharfblick verliehen, besäße er auch die spezifisch weibliche Fähigkeit, in der Tiefe der Seele zu lesen, aus einem einfachen Blick, einer Bewegung, einer Antwort das Geheimniß der kindlichen Psyche zu enträthseln: wie könnte er in einer Klasse mit zwanzig oder mit vierzig Schülern von dieser Fähigkeit Gebrauch machen

und jedes Kind individuell erziehen? Wir sehen ja täglich, welches Schicksal die schwer zu erziehenden Kinder, die zurückgebliebenen, die schüchternen, die verschlossenen, die der Freude und dem Leben unzugänglich scheinen, in der Schule haben. Sie sitzen hinten auf den letzten Bänken, werden kaum beachtet, oft gehäßt und nicht selten von übermüthigen Kameraden mißhandelt. In der Familie, ohne den demüthigenden Vergleich mit den Gefährten, ohne die kalte und ungeduldige Strenge des Lehrers, aber unter dem Auge mütterlicher Sorge, die sie wie eine Liebfosung umgiebt, könnten sie wieder aufblühen, wie eine schwache und verdorrte Pflanze sich wieder aufrichtet, wenn eine liebevolle und mitleidige Hand sie pflegt und der wärmenden, Leben spendenden Sonne und der stärkenden Luft ausfest.

Diese erste mütterliche Erziehung, sagte ich, würde nicht nur dem Kind, sondern auch der Mutter Heil bringen. Das wiederhole ich. Für die Frau bedeutet die Beschäftigung mit ihrem Kinde — nicht eine sprunghafte Beschäftigung nach den hysterischen Launen eines zufälligen Triebes, sondern eine beständige und gewissenhafte — Arbeit an ihrer eigenen Vervollkommnung. Für die wenigen Dinge, die wir den Kindern beibringen: wie unendlich viel könnten sie uns lehren, wenn wir sie nur studirten und verständen! Und wie wahr ist das Wort, daß, während wir sie zu erziehen trachten, sie es sind, die unbewußt uns besser machen und über uns hinausheben, wenn unsere Mühen von Liebe getragen werden!

In der Welt der Reichen und Gebildeten haben die Damen viele müßige Stunden, führen sie ein gekünsteltes Leben, das sie ermüdet und langweilt; und doch fühlt keine, merkt keine, daß sie dicht neben sich eine heilsame und gesunde Beschäftigung hätte, die sie retten würde, — und nicht vor der Langeweile allein. Sie sieht rund um sich Alles wandeln und begreift nicht, daß auch sie einige Gewohnheiten ändern müßte; sie läßt ihr Leben auch fernerrhin von der Routine des Herkommens bestimmen und hat nicht den Muth, sich dagegen aufzulehnen, widmet sich lieber den Frivolitäten des Gesellschaftstreibens als einem ernsten Gedanken, einem Glauben, der sich in einem wichtigen Werk, der Erziehung ihrer Kinder, verkörpern würde. Und sie entschuldigt sich vor sich selbst — denn im Grund ihrer Seele regt sich vielleicht doch das Gewissen — mit dem Vorwand, ihre weltlichen Pflichten nähmen sie so in Anspruch, daß sie auch nicht eine Stunde erübrigen könne. Wie viel ironische Wahrheit liegt in diesen Worten! Ganz gewiß finden nur viel und würdig beschäftigte Menschen die Zeit, sich auch noch mit anderen Dingen abzugeben. Wer nichts Werthvolles thut, hat nie zu irgend Etwas Zeit.

Was muß eine Mutter nun thun, um die Pflichten gegen ihre Kinder wahrhaft zu erfüllen? Sicherlich braucht sie nicht das Opfer vieler Stunden für den Spezialunterricht zu bringen, dem alle Mütter nicht einmal gewachsen

wären und den schließlich jeder Lehrer eben so gut geben kann. Das Gefühl ihrer Mission aber muß in der Mutter stets lebendig und wachsam, ihre Sorge darf nicht nur darauf gerichtet sein, ihre Kinder, sondern zunächst darauf, sich selbst zu überwachen. Sie soll das Kind leiten und es fördern durch das tägliche Beispiel, nicht mit hin und wider gesprochenen Worten. Erziehung ist eine ununterbrochene Kette von Suggestionen; und wer glaubt, es genüge oder es sei die Hauptsache, Moralmaximen zu lehren oder mit Worten Grundsätze zu predigen, Der irrt gewaltig. Solche Worte und Sätze gleiten über den Spiegel der Kinderseele hin, ohne Spuren zu hinterlassen, wenn sie nicht durch das tägliche Beispiel unterstützt werden, das allein die Macht hat, dauerhafte Eindrücke in Gemüth und Herz zu graben.

Deshalb ist es zwecklos, dem Kinde die Pflicht der Wahrhaftigkeit und den Abscheu vor der Lüge zu predigen, wenn wir selbst — wie es nur zu oft vorkommt — in unseren Handlungen unaufrichtig, in unseren Reden doppelzüngig sind und wenn unsere häufigste und beliebteste Beschäftigung in hämischem Klatsch über Alle, vornehmlich über unsere Freunde, besteht. Wahrhaftigkeit muß mit Thaten, nicht mit Worten eingeimpft werden; und Wahrhaftigkeit ist die Hygiene der Seele. Niemals dem Kinde Etwas vorlügen; einfach und ehrlich mit ihm sein; ihm die eigene Unwissenheit nicht verhehlen, wenn eine seiner Fragen uns in Verlegenheit setzt; nicht glauben, wir seien es unserer Würde schuldig, uns auf eine ausgesprochene Meinung zu versteifen, wenn wir zufällig geirrt oder das zulässige Maß überschritten haben sollten. Ehrlichkeit ist eine sichere Waffe. Das Kind gewöhnt sich daran, klar in uns hinein zu sehen, und es wird später ein Mensch werden, wenn wir als Erzieher uns bestrebt haben, ihm gegenüber Menschen zu sein.

Wie die Gewohnheit der Redlichkeit die Hygiene der Seele ist, so die Gewohnheit der Arbeit — der Handarbeit — die Hygiene für Seele und Körper zugleich. Theoretisch halten wir Alle sehr viel von der Arbeit, aber in der Praxis schätzen wir die sozialen Klassen höher ein, die sich den Luxus leisten können, nicht zu arbeiten; und diese Schätzung schließt die Verachtung der Arbeit ein. Wie unser ferner-Zukunftstraum für unsere Söhne darin besteht, sie lieber als Gelehrte und führende Geister uns vorzustellen denn als Männer, die als Beamte, als Kaufleute, als Landwirthe sich durch Entbehrung ein Gewissen und durch Anstrengung eine Position geschaffen haben: eben so ist unsere nächste Sorge bei der Erziehung unserer Söhne darauf gerichtet, sie lieber Griechisch und Lateinisch als ein Handwerk, früher die Feder als Hade und Hobel brauchen zu lehren. Wir haben noch nicht, wie die Angelsachsen, den fruchtbaren Einfluß verstanden, den nicht nur physisch, sondern auch moralisch die Gewöhnung an Arbeit auf das Kind ausübt; und während wir für selbstverständlich halten, es lesen und schreiben zu lehren,

würden wir es für uns selbst und für das Kind demüthigend finden, wenn wir es anhielten, untergeordnete Dienste zu verrichten, neben seinen moralischen Fähigkeiten auch seine körperlichen zu üben, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zu sein. Und doch ist die Arbeit, wenn sie von Anfang an gelehrt wird, eine Zerstreuung; sie wird, wenn sie mit dem Studium abwechselt, eine Belustigung; und das Kind gewöhnt sich allmählich daran, sie nicht zu verachten, sondern zu lieben, weil sie ihm die gesunde Heiterkeit, die Befriedigung verschafft, die aus dem Gefühl, sich selbst zu genügen, stammt, aus der Freude, nicht wegen jeder kleinsten Mühe oder wegen der geringsten äußeren Unbequemlichkeit auf Andere angewiesen zu sein.

Wenn das Kind sich an diese Art der Arbeit gewöhnt, wenn es in der Familie gelernt haben wird, frei und offen zu sein, wenn sein Geist sich an Wahrheit, Einfachheit und praktischem Sinn — den wichtigsten Bedingungen für ein nützlich und werthvolles Leben — gestählt hat, dann erst kann der Einfluß der Schule heilsam werden, indem er die kindliche Psyche entwickelt und fördert, ohne fürchten zu müssen, sie zu ermüden oder zu verwirren. Und von der Schule sollte man nicht nur Resultate erwarten, die den geistigen Fortschritt befähigen, sondern vor allen solche, die für den sittlichen Fortschritt sprechen. Der Unterschied zwischen der italienisch-romanischen und der englisch-amerikanischen Erziehung wird klar durch die Behauptung beleuchtet, daß bei uns ein Lehrer den Gipfelpunkt seiner Leistungsmöglichkeit erklimmen zu haben glaubt, wenn er den Eltern eines Schülers sagen kann: Euer Sohn ist gelehrt, folgsam und lernt Alles, worin ich ihn unterweise; während bei den Angelsachsen ein Lehrer seinen Stolz darein setzt, den Eltern sagen zu können: Euer Sohn giebt immer mehr Proben einer werdenden Individualität, er bevorzugt diese oder jene Studien, er zeigt, daß er eine Persönlichkeit sein will und auch sein kann. Wir erstreben im Allgemeinen eine graue Einförmigkeit, eine glückliche Mittelmaßigkeit, eine Heerde, die ohne Auslehnung dem Hirten folgt. Die Angelsachsen streben nach Individualität, die absprechend, aber reich an furchtbaren und kraftvollen Möglichkeiten ist, nach der Gestaltung eines freien und ungebundenen Volkes, das sich nicht in den stehenden Gewässern eines versorgenden Amtes behaglich fühlt, sondern kühn hinausfährt in das stürmische Meer des Kampfes ums Dasein. Kein Zweifel, daß dieses zweite Erziehungssystem das bessere ist: das bessere insbesondere heute und für unser Land, dem die Charaktere fehlen. Und wohl nicht ihm allein. Wir Alle leiden nicht an der großen Zahl unsittlicher und perverter Menschen — die gab es in jeder Zeit —, sondern an der Unzahl von Individuen ohne bewußte Verantwortlichkeit, an der Masse der Schwächlinge, die jeder Suggestion ihrer Umgebung erliegen. Unsere Gesellschaft stirbt dahin an der Schwäche und moralischen Unzuverlässigkeit ihrer Söhne, an

Verfagen der Willenskraft. Fast ganz fehlen — die Politik lehrt es jeden Tag — die Männer, die Balzac *hommes-chênes* nannte; wir haben zu viel Unterholz, das sich nach der Seite biegt, aus der gerade der Wind weht.

Zweifellos ist es die Civilisation, die uns so heruntergebracht hat; unser intensiv überspanntes Leben und die unzähligen Versuchungen dieser Civilisation wirken unausgesetzt das traurige Werk der Degeneration auf unsere geschwächten Nerven. Aber es ist unsere Pflicht, zu reagiren; und wie der Arzt, wenn er den Kranken nicht aus der ihm schädlichen Umgebung entfernen kann, die schlimmen Wirkungen dadurch zu neutralisiren sucht, daß er den individuellen Organismus durch alle Mittel der Hygiene kräftigt: so müssen wir, nachdem wir die Gefahren unserer Epoche erkannt haben, versuchen, ihre schlimmen Wirkungen dadurch zu neutralisiren, daß wir unseren Charakter durch geistige und moralische Hygiene stählen. Wenn man Alles gethan hat, um beim Kinde den Charakter zu formen, wenn man aus dem weichen Material der Menschennatur das Gebild eines redlichen Mannes geknetet hat, so werden die Stürme des Lebens einen solchen Mann vielleicht manchmal beugen, aber schnell wird er die Stirn wieder erheben, wie der gesunde Baum seinen stolzen Wipfel wieder gen Himmel reckt, wenn der Orkan vorübergerast ist.

Dieses hohe Werk der Charakterbildung muß das wichtigste Ziel aller Erziehung, aller Frauenarbeit sein. Schule und Leben dienen dazu, die individuellen Bestrebungen auf das eine oder das andere Ideal zu richten, den sprudelnden Quell des jugendlichen Enthusiasmus, der sonst in Fluthen endloser Wünsche und Träume ausströmen würde, zu kanalisiren, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf. Die Familie aber hat die Möglichkeiten solches Enthusiasmus zu schaffen und durch feste Charakterbildung das Kind in den Stand zu setzen, später mit Wahrhaftigkeit und Hingabe der Idee zu dienen, die es mit leidenschaftlicher Ueberzeugung einmal ergriffen hat.

Ein Philosoph hat gesagt: Was immer eine Nation ist, Das schuldet sie ihren Müttern. Die Wahrheit dieses Ausspruches wurde besiegelt zur Zeit der Wiedergeburt Italiens, als jeder Märtyrer und jeder Held mit seinem Leben für den patriotischen Glauben zeugte, den die Mutter ihm eingepflanzt hatte. Und ich prophezeie, daß die Wahrheit des Wortes wiederum von der kommenden Generation besiegelt werden wird, die durch Euer Verdienst, Ihr Frauen, Ihr wahren Erzieherinnen, dem nationalen Leben bringen soll, was heute noch so selten ist: ein zuverlässiges, gläubiges, unbeugbares Gewissen und einen Charakter, der die schwachgemuthen Kompromisse schlauer Streber verachtet und mit ganzer Schaffenskraft den friedlichen Triumph der Idee zu sichern sucht.



Reizergedanken.

Es war eine schöne Zeit, die Zeit unserer Mütter. Ich sehe sie vor mir, diese Frauen mit der ruhewollen Mutteratmosphäre, die sie um sich verbreiteten, mit ihrer leisen Hand in dem stillen und doch von so vielen Empfindungen bewegten Krankenzimmer, in dem Gedräng des Haushaltes mit seinen tausend kleinen thatsächlichen Anforderungen, in der Heilheit und Ganzheit ihrer Naturen, mit ihrem wundervollen Mangel an moderner Frauenpersönlichkeit, ihrer stummen, so fraglos bereiten Hingebung, — und ein sehnsüchtiger Seufzer steigt in mir auf. Ich weiß: man wird lächeln, daß ein denkender Mensch solcher Selbsttäuschung verfallen, Ausnahmefälle als Typ nehmen und hieraus eine allgemeine Sehnsucht formen will. Von links wird man — kampfbereit und siegesgewiß — mich an die Enge, die Begrenztheit, die mit Alledem verbunden war, erinnern. Nun möchte ich nicht leugnen, daß, wer solches Ideal so heiß in der Seele trägt, ein bestimmtes Bild stets vor Augen hat, das mit nie verflingendem Zauber in ihm wirkt. Aber trotzdem bleibe ich dabei: es ist eine Zeit, die dabei vor mir aufersteht, ein Frauentyp, eine Frauengeneration, deren Macht in ihrer Begrenztheit mir gerade heute fühlbar wird.

Denn wir, die Frauengeneration, die um 1870 geboren ward, besitzen diese letzte Einseitigkeit der Persönlichkeit nicht mehr, besitzen nicht mehr diese schöne Fähigkeit zur Konzentration, diese ungebrochenen, sicheren Empfindungen. Zu viel ist dazu an uns in jedem Sinn gerührt, zu viele Saiten sind zum Klingen gebracht worden, die man einst in ruhevolem Schlummer ließ. Gewiß: wir haben viel eingetauscht für Das, was uns verloren ging. Nur ein Thor würde leugnen, daß die Weiten des Lebens sich uns erschlossen. Aber seien wir einmal ehrlich, wir, die „wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht“, so müssen wir zugeben, daß ein klaffender Riß durch uns Alle geht. Eingestanden oder nicht: die Frau als Persönlichkeit und die Frau als Mutter mit all den furchtbaren Anforderungen, die das „Jahrhundert des Kindes“ an diese Armste stellt, sie liegen tief innerlich im Streit. Eine Zeit ist gekommen, die zugleich ein Erwachen der Frau, ein Anruf zu tausend frischen, anspruchsvollen Lebensmöglichkeiten für sie ist und die auf der anderen Seite „das Kind“ als Herrscher, als Gebieter, nein: als Despoten aufgestellt hat. Und wer ist der Träger all dieser neuen Pflichten gegen das Kind, die eine vertiefte Psychologie, eine weisere Pädagogik, eine entwickelte Gesundheitslehre, eine ins Leben eingreifende Schönheitssehnsucht aufbürdet? Die Mutter, die Frau.

Nun kann man wohl einwenden, daß gerade die Gleichzeitigkeit des Erwachens der Frau zur Persönlichkeit und der Erkenntnis neuer Erziehungspflichten die Möglichkeit für die Erfüllung dieser Pflichten biete und eine wunderbare Harmonie ergebe. Und sicher sind diese Pflichten so komplizierter und schwieriger Natur, daß nur ein durchgebildeter Mensch, eine gereifte Intelligenz ihnen gerecht werden kann. Aber harmonischer Einklang ist deshalb nicht gegeben. Gewiß: die Mutter im idealsten Sinn verlangt den fähigsten Menschen. Aber ist es ehrlich, ist es wahr, zu behaupten, daß auch die entwickelte Frau nun wirklich ihre ganze, letzte Befriedigung in der Erfüllung dieser Pflichten findet? „Auf der Stirn des hohen Uraniden leuchtet ihr vermählter Strahl“; und thöricht und eng wäre

es, diesen herrlichen Ausnahmen, vor denen wir das Knie beugen wollen, die Existenzmöglichkeit abzusprechen. Diese Ausnahmen aber als Regel zu nehmen, wäre unehrlich. Die Frau von heute ist, wenn sie auf die Mittagshöhe ihrer physischen und psychischen Kraft gelangt, noch viel zu sehr mit sich beschäftigt, um restlos dem Kinde leben zu können. Das ist kein Vorwurf, aber es ist eine Thatsache, mit der wir zu rechnen haben.

Die Frau ist mit sich beschäftigt, mit den Quellen ihres eigenen Innern, mit tausend Sehnsüchten, tausend Kräften in sich, die ihr jeder neue Tag neu entschleiert. Sie weiß vielleicht noch gar nicht, wohin sie eigentlich will. Da ist keine gradlinige Chaussee, auch kein gut eingetretener Weg, zu dem ihr Verlangen führt. Aber sie fühlt dunkel, daß da Etwas in ihr ist, ein ganz Eigenes, Persönliches, das sich nicht tottreten läßt. Und sie hat auf die Stimmen in sich horchen gelernt, auf diese Stimmen voll süßen Reichthums und qualvoller Gefahr. Da ist kein Moralkodex von einst, der das Alles im Keime ersticht, es nur in unterirdischen, schon vor der Geburt verurtheilten Trieben hinstirben ließe. Nein: die Frau darf heute Ja zu diesen Trieben sagen; sie schaut ihnen frei ins Angesicht. Und sie werden groß und mächtig, breiten ihre starken Arme aus und erwürgen in übermächtiger Sehnacht, was sich im eigenen Innern ihnen hemmend entgegenstemmt. Die Frau als Persönlichkeit: kein leeres Wort, kein toter Begriff, sondern eine furchtbar lebendig gewordene Macht.

Und von einem Menschen, den man den Respekt vor seinem Eigenen, Eigensten gelehrt hat, der die Achtung vor seiner Seelen- und Geisteskraft, vor den Wünschen seiner eigenen Brust gewonnen hat, der sich selbst entdeckt hat, erwartet man nun, er werde ganz in dem Aufleben einer anderen Individualität aufgehen können? Ja, wenn die Frau zur Zeit, da sie Erzieherin wird, schon am Ende wäre, ruhevoll in milder Abgelärrtheit auf ihre Erlebnisse zurückblinde! Aber sie ist ja noch jung. Ihre eigene Entwicklung ist vom Abschluß noch weit entfernt, ist in bewegten Phasen; tausend Einflüsse drängen auf sie ein, tausend Eindrücke ist sie preisgegeben. Und ihr Ich regt sich mit immer stärkeren Athemzügen . . .

Und nun sehe man das Gegenbild. Das, was heute im Interesse des Kindes gewünscht, nein: gefordert wird. Mir scheint auf dem Gebiete der Erziehungfrage eine Arbeitstheilung höchst unglücklicher Art zu bestehen. Die darüber reden, haben nicht die eigentliche praktische Erfahrung und die wirklich Erfahrenen haben bei all diesen Diskussionen keine oder nur eine ganz vereinzelte Stimme. Wohl weiß ich, daß eine Reihe trefflicher Pädagogen, die oft auch als Erzieher und Lehrer Erfahrungen sammelten, nicht mit einem dreisten Wort abzuthun sind. Aber für Das, was ich im Auge habe: wie sich Alles, was im Interesse des Kindes von den verschiedensten Seiten gefordert wird, mit dem täglichen, dem praktischen Leben einen läßt, hat selbst ihre Ansicht nur einen bedingten Werth. Urtheilsfähig sind hier im Grunde nur Solche, die täglich und stündlich diese Forderungen in Einklang mit einander zu setzen haben, die von diesen an sich gewiß berechtigten theoretischen Forderungen den Weg zur Praxis, zur wirklichen Praxis zu finden haben: die Mütter. Eine junge Frau sagte mir einmal ganz verzweifelt: „Es ist wirklich schrecklich! Die Zeit ist nun schon so über und über besetzt; geistig soll nichts vernachlässigt werden; über-

anstrengt dürfen die Kinder nicht werden; etwas Sport muß man doch auch treiben; und nun noch" — sie faltete kläglich ihre hübschen, gepflegten Hände — „die Kunst im Leben des Kindes!“

Was hier in drastischer Form sich äußerte, ist eine im Kern tief berechtigte Klage. Ich zweifle keinen Augenblick, daß jede dieser pädagogischen, ästhetischen, hygienischen Forderungen — oder wenigstens die meisten von ihnen — ihren vollen Werth und ihre tiefe Berechtigung haben. Nur franken wir an ihrem Uebermaß. Wir werden erstickt von ihrer Fülle. Es ist, als sei in ein zu enges Zimmer eine Schaar Menschen eingepreßt: Alle an sich werthvoll und berechtigt, dort zu sein; aber der Raum genügt nicht. Keins kann in voller Kraft sein Wesen entfalten und die Wirkung all des Drängens, Zerrens, Pressens ist eine unharmonische, unästhetische, ungesunde und qualvolle. So auch auf dem Gebiet, auf das ich anspiele; über zu vielem Wollen und Erstreben geht das Beste, eine friedvolle Harmonie und Stetigkeit der Lebensführung, verloren und nervöse Unruhe wird gezüchtet. Beschränkung auf das Nothwendigste müßte die Lösung sein, nicht neue, immer neue Forderungen in der billigen und so unwareren Einkleidung, sie ließen sich „so leicht“ in die Praxis übersetzen.

Doch ich sehe: ich bin selbst im Begriff, an einem „Mittelmittel“ zu scheitern. Aber im selben Augenblick, da ich es zu denken wage, taucht schon wieder das Bewußtsein von den Schranken seiner Macht vor mir auf. Und wie immer ich wünsche, daß man sich der begrenzten Kraft und Zeit jedes Menschen bei der Aufstellung neuer Anforderungen erinnere und seine Augen auf das dringvolle praktische Leben richte: ein dunkler Rest, ich weiß es, wird bleiben. Er muß bleiben in unserer Zeit. Mutter und Kind sind heute in einer „jener Kreuzstellungen“, über die nur eine unendlich persönliche Liebe mit den Engelsflügeln der Gnade hinweg trägt, für die aber keine rettende Formel, kein Rezept meines Trachtens zu finden ist.

Und wenn ich sagte, daß mein sehnsüchtiger Seufzer in die Vergangenheit geht und ich mit stiller und tiefer Bewunderung vor dem Bilde jener Frauen verweile, so ist es, weil sie in wundervoller Ganzheit und Unzerissenheit und ein Ganzes und Unzerrißenes geben konnten. Ich weiß, man wird mir entgegenhalten, sie seien nur die „Mütter der kleinen Kinder“ gewesen, den „großen Problemen“ des Lebens hätten sie fern, kühl, verständnißlos gegenüber gestanden und all die Fragen, ob man das heranwachsende Kind so oder anders zum Kampf mit dem Leben ausrüsten solle, hätten sie nicht durchwählt. Gewiß nicht. Aber haben diese Frauen in ihrer scheinbar vegetativen Art nicht vielleicht ein Besseres gegeben, als all unser dünnlicher Verstand erfindet? Können wir heute unseren Kindern die stille, harmonische Atmosphäre bieten, in der wir aufwuchsen und in der vielleicht das Beste in uns sich ruhevoll entwickeln durfte? Sehen sie, wie wir es sahen, das Bild einer Hingebung und Aufopferung, die ihr Alles als ein Selbstverständliches an das Vollbringen der einen großen Aufgabe setzte und gar nicht der Frage nachgrübelte, ob es ein Ich mit eigenen Forderungen und Wünschen gebe? Und wissen wir, in wie vielen Menschen diese Saat reiche Früchte trug, wie vielen in den schicksalschweren Stunden ihres Lebens jenes stumme Bild als ergreifende Mahnung vor die Seele trat?

Eine Entwicklung läßt sich nicht aufhalten. Tausend neue Lichter sehen

ich aufgesteckt, wenn die Gestalt der modernen Frau vor mein inneres Auge tritt. Aber auch der Schatten, den die Persönlichkeit wirft, ist unverkennbar. Die Luft, die bewegt ist von tausend Wünschen und Sehnsüchten, ist nicht die ruhe- und friedvolle Atmosphäre von einst. Und der Mensch, dem eben in sich das Hohelied des Eigenlebens erklingen, ist nicht am Besten geschaffen, sein Alles an ein Anderes, für ein Anderes hinzugeben. Dies Drama spielt nicht auf den Brettern, die die Welt bedeuten, aber heute in stilleren oder vernehmlicheren Tönen in dieser Welt selbst. Und wir, die wir stündlich fühlen, was wir nicht mehr zu geben vermögen, können uns nur mit dem wehen Trost begnügen, daß, was das herantreibende Kind einbüßt, dem herangereisten zu Gute kommen wird. Ihn können wir vielleicht einst in den dunklen Stunden seines Menschendaseins ein besseres, aus den Leiden eines eigenen reicheren und bewegteren Lebens geschöpftes Verstehen entgegenbringen; wären nur nicht „Worte, vielleicht eines Lebens Gewinn, Schall nur für Dich und für mich nur voll Sinn“.

Udele Gerhard.



Pilgerfahrt.

Mag man die künstlerische Bedeutung unserer modernen Frauendichtung hoch oder gering anschlagen: um neue Nuancen in den Beziehungen zwischen Mann und Weib hat sie die Literatur sicher bereichert. Hier hat das fast leidenschaftliche Suchen nach Eigenart und Selbständigkeit, das die Schriftstellerinnen der Jahrhundertwende so bezeichnend von all ihren Vorgängerinnen abhebt, neue Probleme gestellt, unerkannte Tiefen entschleiert, unverständene Feinheiten ausgespürt. Und als Dokumente einer bedeutsamen Krise, in der die Frau sich ein neues, ein volleres und tieferes Weibeschicksal zu erschaffen strebt, sind ihre dichterischen Bekenntnisse oft reizvoller und fesselnder als durch die künstlerische Bewältigung ihres Gehaltes. Jedenfalls gehören die interessantesten Frauenromane des letzten Jahrzehntes nicht ausschließlich der Literatur an, sondern auch — vielfach gewiß in noch höherem Maße — der Geschichte des Menschen und der Gesellschaft.

Eine Frage, der die Lebensprogramme der Gegenwart, die individualistischen und die sozialen, eine Mittelpunktstellung gegeben haben, hat in einem neuen Frauenroman eine neue Antwort gefunden. Ich meine das bei Voetel in Berlin erschienene Buch von Frau Udele Gerhard: „Pilgerfahrt“. In feinen Strichen, die dem Auf und Ab eines reichen, tief angelegten, stark pulsierenden Menschenlebens gart und sicher folgen, zeichnet Udele Gerhard ein in vollstem Sinn modernes Frauenschicksal. In ihrer Heldin eint sich das gefestigte Selbstbewußtsein eines Menschen, der geistig gearbeitet hat, mit der Einbildungsfähigkeit und dem Lebensdurst der Künstlerin. Mit allen Sinnen ist Magdalene Witt in den Stimmungsgauber eines oberitalischen Frühlings versenkt, als ihr der Mann

naht, der ihr Schicksal werden soll. Seine starke Männlichkeit, eine glänzende gesellschaftliche Kultur, die ihn befähigt, sich allen, auch den frauenhaft weichen Seiten ihres Wesens anzuempfinden, geben ihm den Sieg über sie. Die volle Hingabe an ihn ist ihr der innerlich notwendige, natürliche Ausdruck für die stolze Bedingungslosigkeit ihrer Liebe; ihm, der das Opfer annimmt, erscheint es nachher doch wie ein Fehltritt, der nur durch die schleunige Erfüllung der konventionellen Forderungen nothdürftig legitimirt werden kann. Diese Art, das Geschehene zu betrachten, die ihr Handeln erniedrigt und in den Schmutz zieht, öffnet ihr die Augen über die Kluft zwischen ihrem und seinem Empfinden. Sie bricht mit ihm. Sie meint, frei von der Vergangenheit, ein eigenes Leben mit ihrem Kinde, für ihr Kind führen zu dürfen; aber dies Leben wird ein leidvolles Ringen mit dem Unmöglichen. Die Vergangenheit läßt sich nicht auflösen; der Vater, von dem sie sich losgerissen hat, ist doch stets gegenwärtig; er lebt in seinem Kinde. Das Kind stirbt an einem in des Vaters Familie erblichen Lungenleiden: die Natur drückt ihr letztes Siegel unter die Offenbarung ihres Willens, ihrer unumstößlichen Gesetze, in diesem Menschenschicksal.

Adele Gerhard hat dieses Schicksal mit überzeugendem persönlichen Leben erfüllt. Die künstlerische Eigenart des Buches liegt in dem auch die kleinsten und lezten Geschehnisse kräftig durchfluthenden Strom seelischen Lebens. Besonders stark spüren wir seinen Pulsschlag, wo seelische Vorgänge mit der Natur, der Umgebung zu fein nuancirten Stimmungslängen zusammenfließen. Wie ein nach Übung, nach Erfüllung rufender Sepsimenakkord liegt der bange, schwellende süßliche Frühlingszauber über dem ersten Begegnen der Beiden, mit grausamer, quälender Helle die sommerliche Nordseestrandstimmung über ihrer Trennung; und in goldenen Dämmerdünen ersteht das alte, heilige Köln, wo die Sehnsucht nach der friedevollen Kindergeborgenheit von einst in der Heldin mächtig wird. Dieses im engsten Sinn dichterische Element des Buches wird ergänzt durch eine strenge künstlerische Bildung, die in einer konsequent durchgearbeiteten Technik des Aufbaues, einer sorgfältigen Abödnung der Gestalten gegen einander, in einer wählischen, ästhetisch feinsüßlichen Formgebung zum Ausdruck kommt. So ist die künstlerische Seite des Buches weniger durch kühne Initiative als durch Innerlichkeit und wohlthuende Reife gekennzeichnet.

Rücken wir diesen Frauenroman in die große Debatte um neue Lebensideale, so antwortet er auf die brennende Frage nach dem Wesen der Ehe. Ist der Dauerwerth der Ehe aus einem fein durchgebildeten Individualismus heraus zu bejahen? Oder ergibt sich aus der steigenden Kultur des Persönlichen wirklich die Nothwendigkeit einer durch nichts beschränkten erotischen Freiheit? An einer Stelle des Romans werden diese Für und Wider unmittelbar konfrontirt. Magdalene Witt kehrt nach dem Erlebnis mit Rumann in einen literarisch-philosophischen Kreis zurück, der diese Freiheit zum Prinzip erhoben hat. Dort will man sie feiern als Märtyrerin der neuen Abeldmoral, die kommen soll. „Die höchste, nie endende Wahl ist die höchste Keinheit. Die höchste Verfeinerung.“ Sie ist die Keine, Freie, Große. Und sie selbst? „Ein entseßliches Weggefühl ward übermächtig in ihr. Kein: diese Menschen ahnten nicht den Abgrund ihrer Leiden, — ihnen bedeutete nicht die letzte Hingabe von Seele und Leib, was sie ihr bedeutete. Jrgend Etwas in ihnen mußte längst stumpf

geworden sein . . . „Seine Lehre leben!“ Ja, es klang hübsch. Ein ständiger Stammbuchovers für Erwachsene. „Die höchste, nie endende Wahl ist die höchste Reinheit, die höchste Verfeinerung?“ Wirklich? Aber wußten sie, was es heißt, seiner Persönlichkeit letzte Schleier zu heben, sich betasten zu lassen?“ Die Stelle ist in gewissem Sinn der Kern des ganzen Romans. Ja, Ubele Gerhards Feldin ist sich selbst treu geblieben, sie hat im Sinn dieser sogenannten Freiheit gehandelt, handeln müssen, weil sie in einer engsten Lebensgemeinschaft keine Abzüge von den innerlichsten Forderungen ihrer Persönlichkeit ertragen konnte. Aber dabei hat sie erfahren, daß es nicht nur die äußerlichen Fesseln der Konvention waren, sondern eine andere, tiefere Gebundenheit, die sie zerriß. Sie hat erlebt, daß Hingabe von Seele und Leib dem Weibe mit seinem individuellen Empfinden und hohen individuellen Ansprüchen nichts Momentanes sein kann. Etwas, das sich vergessen und auslöschen läßt, wenn das Bedürfnis der „nie endenden Wahl“ auf Neues führt. Sie weiß nun, daß solche Hingabe dem feinsüßigen Menschen ein letztes zartes Vertrauen bedeutet, dessen Verletzung, wie sie auch geschähe, tiefe, unheilbare Wunden reißt. „Ein Prinzip aus sich machen lassen“, weil Einem diese Wunden geschlagen wurden, ein Prinzip aus sich machen lassen, weil man sie lieber ertragen als eine Lebenslüge auf sich nehmen wollte, einem Programm eingliedern, was ein schmerzvoll persönliches Schicksal war, seine Dornenkrone tragen wie einen Orden: Das ist „widerständig, verrückt, beleidigend.“ Und so erscheint die verachtete Konvention in anderem Licht. Freilich bindet sie Vieles äußerlich, was in Wirklichkeit längst weltweit sich schied. Dann ist sie Lüge; und feig ist, wer sich ihr beugt. An sich aber ist sie der Ausdruck einer unumstößlichen Gesetzmäßigkeit, ist sie die soziale Verkörperung einer untillgbaren Grundtatsache der Menschenseele.

Noch von einem anderen Ausgangspunkt führt Ubele Gerhard zu der selben Folgerung. Von dem Kinde aus. „Menschen, die Kinder haben, sind nie ganz tot. Irgend Etwas von ihnen lebt noch in irgend einer Ecke, untillgbar, unzerstörbar. Und die Gemeinschaft lebt in jedem Blick, in jeder Bewegung des Kindes.“ Eine leidenschaftliche Verirrung ist das Programm: von dem „Recht auf ein Kind“, das man für die Frau aufgestellt hat, eine Verirrung, bei der man der Natur unerbitliche Gesetzmäßigkeit vergaß. Das Kind ist ja doch nicht einfach neues Menschenmaterial, das nach Gefallen gestaltet werden kann von Dem, der es sich aneignet. Es ist „geprägte Form“; diese Form schufen Weibe, Vater und Mutter; damit sie „lebend sich entwickle“, damit sie die ganze Fülle ihres Persönlichkeitwertes erreiche, bedarf es des dauernden Einstromens individueller Geisteswerte aus selben Quellen.

Je höher die Menschheit steigen wird in der Richtung wachsender Individualisierung, je mehr sich das Gefühl verfeinern wird für die von der Natur bestimmten, aller menschlichen Willkür entrückten Imponderabilien des Persönlichen, um so unantastbarer wird ihr die Zusammengehörigkeit von Mann und Weib und Kind erscheinen. Mag die Zukunft die äußeren Formen dieser Gemeinschaft wandeln: lösen wird sie den Band nicht, sondern ihn über alle Zufälligkeiten gesellschaftlicher Krisen, über alle Willkür sozialer Programme erheben.



Unser Kunstgewerbe.

Nast ein Jahr ist vergangen, seit ich hier vom Rath des deutschen Kunstgewerbes sprechen und einen Weg zur Heilung vorschlagen durfte. In dieser für eine Entwicklungsperiode langen Zeit ist nichts Positives geschehen; eine Reihe öffentlicher Veranstaltungen gab aber die Gelegenheit, den Stand der Dinge zu präsen. So mag noch einmal ausgesprochen werden, was ist.

Zwei große Ausstellungen haben das qualitative Verhältniß der deutschen zur ausländischen, der künstlerischen zur industriellen Produktion gezeigt. In Düsseldorf trat das deutsche Kunstgewerbe nur in Konkurrenz mit dem österreichischen: kein ernsthafter Beurtheiler hat Oesterreichs Ueberlegenheit zu leugnen versucht. In Turin gab es internationalen Wettbewerb. Deutschland hatte Raum genug, hatte von allen Seiten her große Zuschüsse bekommen; und das Ergebnis war gleich Null. Kein Fachmann konnte den Mißerfolg beschönigen. Auch den materiellen Ausgang kennen wir jetzt. Der Gesamtumsatz betrug ungefähr hunderttausend Mark. In diese Summe sind alle Pflichtkäufe, vermutlich auch all die Gegenstände eingerechnet, die zur Ausstellung „*un. gliko. „un. fign. „orox. kohl. „mozv. „v. „vovkig. „vivil. „vich. „v. „nun in offiziellen Notizen, habe das Geschäft verdorben. Das ist lächerlich. Das internationale Publikum einer turiner Ausstellung kauft, was nach Geschmack, Ausführung und Preis einen Ankauf in der Fremde lohnt. Und die Italiener lesen wahrhaftig unsere Kunsturtheile nicht. Den ersten Preis aber gab die internationale Jury Olbrich, dem deutschen Künstler, den die seltsame Methode des deutschen Arbeitsausschusses gezwungen hatte, außerhalb der offiziellen deutschen Abtheilung auszustellen.*

Auf beiden Ausstellungen traten die von mir hier gerügten Mängel ans Licht: ungenügende Schulerziehung, Abenteuererei der großen, „modernen“ Firmen, vom Künstler kaum zu überwindende Schwierigkeit, seinen Entwurf unter eigener Aufsicht ausführen zu lassen, willkürliche, unkontrollirbare Preisbildung. Seitdem hat sich ja in Berlin Mancherlei zugetragen. Otto Edmann, der Einzige, der an der Spree dekorativen Geist und dekorative Phantasie gezeigt hatte, ist gestorben. Patriz Huber, eine Hoffnung, nahm sich das Leben; nicht, weil er keinen Erfolg hatte, verzweifelt über seine materielle Lage als „Jugendarchitekt“ war. Persönliches Schicksal trieb ihn zum Selbstmord. Aber drei Tage vor seinem Tode war er bei mir gewesen und hatte gestöhnt; über die berlinische Hast und die Unternehmer, denen man ausgeliefert sei. Edmanns Stelle an der Kunstgewerbeschule erhielt nicht ein moderner Lehrer. Die Reichsdruckerei, die versucht hatte, sich der Zeit anzupassen, entließ all ihre modernen Helfer und kehrte, auf hohen Befehl, zur alten Wirthschaft zurück. Das war um so befreudlicher, als die Erfolge

des Buchdruckes, der neuen Schwarzweißkunst sehr groß waren; besonders groß auf der pariser Weltausstellung der Erfolg des von den modernen Leuten der Reichsdruckerei hergestellten Kataloges. Wertheim eröffnete seine lange vorbereitete Wohnungsausstellung. Die Absicht ist zu loben; daß ein Waarenhaus, seiner organischen Bestimmung nach, in die Entwicklung des Kunstgewerbes eingzugreifen sucht, muß Jedem freuen; doch nur Weniges gelang und gerade die Hauptlinien sind falsch. Und schließlich: Keller & Reiner, bisher der Hort der Modernen, rufen zur Besichtigung historischer Möbel, französischer Stillkopien. Die Unternehmer haben gute Ohren. Sie dienen dem Publikum. Die Inserate sprechen nur aus, was die Käufer verlangen. So ist überall. Kündigt Borchardt asiatische Vogelester an, so bedeutet Das: Keine Kunden gelüftet danach. Und fällt Keller & Reiner sein Lager mit Kokonachahmung, so darf man sicher sein, daß der Snob, die Mode — ich weigere mich noch, zu sagen: die Entwicklung — Kokoko verlangt.

Die historischen Möbel und Dekorationen sind schnell wieder in die Mode gelangt. Als ich vor einem Jahr die Befürchtung aussprach, es werde so kommen, erwiderte mir einer der ersten Architekten, ich hätte nur die obligaten Ueblichkeiten nach allzu reichlichem Genuß moderner Formen. Andere meinten, eine Rückkehr zu alten Formen sei ausgeschlossen, und führten mich, zum Beweis, vor die Schaufenster der billigen Großlager, die schon angefangen hatten, auf ihre Art mit den neuen Linien und Farben sich abzufinden. Könne, fragte man mich, eine Bewegung so kläglich enden, die so rasch in breite Schichten gedrungen sei? Und im Herbst wies man auf Wertheim. Die neue Ausstattung des wertheimischen Möbellagers war auch wirklich ein für Berlin wichtiges Ereigniß. Dort konnte man die suggestive Gewalt des Waarenhauses, dieser neuen wirtschaftlichen Macht, kennen lernen. Tausende, die nie zu Keller & Reiner oder zu Hirschwald gegangen wären, standen nun vor diesen leibhaftigen Zeugnissen einer neuen Kunst und waren rasch bereit, sich zu dem modernen Dogma bekehren zu lassen. Für die Leute vom Fach war es ja allerdings, wenn nicht vor der Eröffnung, so doch nach der ersten halben Stunde klar, daß in diesen Räumen keine neue Ära der Wohnkunst eröffnet werde. Außer dem Schlafzimmer von Trost, dem Herrenzimmer von Sepp Kaiser und einer geistreichen Phantasie von Baillie-Scott war nicht viel da, das der Rede lohnte. Die Eingeweihten wußten Gründe für solches Mißlingen; mir scheinen alle besonderen Fehler, die gemacht wurden, unwesentlich gegenüber der Methode, das Kommission- und Sortimentsgeschäft, das für die übrigen Rayons möglich war, auf das Kunstgewerbe zu übertragen, wo es, auch in England hat man's eingesehen, eben nicht möglich ist. Die Inneneinrichtung soll sich dem Bewohner anschmiegen und muß, um es zu können, nach Maß gearbeitet sein. Ferner: die Skizze, die der Architekt vom

einem Interieur oder einem einzelnen Stück anfertigt, ist, bei der jetzt üblichen Trennung von Werkstatt und Atelier, oft so verschieden vom ausgeführten Werk, daß der Entwerfer selbst staunend sieht, was aus seiner Arbeit geworden ist. Und schließlich: die Preise wachsen ins Unerreichbare und das Verhältniß des Materialwerthes zum Kaufpreis wird ungerecht. Alle Mängel einer zersplitternden Großorganisation werden fühlbar, ihre Vorzüge aber fehlen; insbesondere ein billiger Preis, der durch die Massenerzeugung möglich würde. Auch Wertheim kann nicht billiger sein als die Snobbazare, denn auch er hat weder sichere Leitung noch eigene Werkstätten. Wenn das einfache Schlafzimmer von Trost, ohne Teppiche, Vorhänge, Beleuchtungskörper, 3000, ein kleines Sofa mit zwei Kissen in gebeiztem Holz 870 Mark kostet, so lehren die beiden Ziffern schon, daß von dem Versuch, einen Volksstil zu schaffen, nicht die Rede sein kann. Die hohen Preise sind nicht auf unrette Gebahrung oder Profitsucht zurückzuführen; ich glaube sogar, daß Wertheim trotz diesen Preisen und selbst nach Verkauf sämtlicher Gegenstände noch ein beträchtliches Defizit haben wird. Die Anlage ist falsch, im Hause wird nicht gearbeitet: daher die großen Kosten.

Trotz Alledem — daß die Preise, wie mir erzählt wird, in diesem Rayon nicht fest sind, will ich nicht glauben — trotz Alledem muß ein großer Theil unserer kunstgewerblichen Hoffnungen sich an Wertheim knüpfen. Ganz Berlin wandert durch dieses Waarenhaus; hier ist Wirkung ins Weite möglich. Wenn die Besitzer, statt sechs oder sieben Zimmer von mehr oder minder geschickten Zeichnern entwerfen und da oder dort ausführen zu lassen, in jedem einzelnen ihrer Betriebe auf gute neue Muster, einfaches Material und sauberste Ausführung hielten, könnte von der Leipzigerstraße aus für die künstlerische Kultur Berlins viel geschehen. Bei dem großen Angebot, das die Produzenten ihm machen, könnte Wertheim die einzelnen Firmen leicht zwingen, die Muster anzufertigen, die er braucht, die sein künstlerischer Beirath ihm empfiehlt und den Fabrikanten nachweist. So könnte dieses Waarenhaus durchsehen, daß endlich anständiges Tafelgeschirr, brauchbare Gardinen, Vorhänge, Ofenvorleger u. s. w. in den Handel kommen. Das wäre ein Ausweg, so lange wir nicht eine Organisation haben, die durch Betheteiligungen die Gewerbekünstler am Umsatz interessiert und in einzelnen, streng vom Künstler beaufsichtigten Werkstätten alle Gegenstände selbst herstellt. Von den besondern Möglichkeiten eines Geschäftsunternehmens sprach ich hier so ausführlich, weil die Fachleute wohl nicht mit Unrecht von den Neubauten dieses Waarenhauses, die im nächsten Jahr bevorstehen, eine Umgestaltung nach der angedeuteten Richtung erhoffen und weil Wertheims Bedeutung für Berlin weit über die eines privaten Geschäftsunternehmens hinausgeht.

Während bei Keller & Reiner versilberte Salons und vergoldete Vou-

boirs zu sehen sind, die Imitation herrscht und die Zeiten des Silber- und Goldlacks — zehn Pfennig das Fläschchen; bronziere Dein Heim! — wiederkehren, hat die Jubiläumsausstellung des Deutschen Kunstgewerbevereins und den Versuch einer kleinen Künstlergemeinde, der Steglitzer Werkstätten, gezeigt, von denen man viel zu wenig weiß. In diesen Steglitzer Werkstätten herrschen ein paar junge Leute, die allerlei Kunstgewerbliches, besonders typographische Arbeiten versuchen. Sehr junge Menschen, die noch jüngere Schüler und Schülerinnen haben; über ihrem Thun liegt ein wohlthuender Hauch von Frische. Noch sind ihre Leistungen nur Ansätze; aber wieder ersteht das Bild Dessen, was werden könnte. Nur eine große, moderne, verständig geleitete Organisation könnte das Heil bringen. Darin sind alle Sachkenner einig. Das nöthige Kapital aber scheint noch nicht zu finden. Und doch: das Handwerk stirbt aus, muß aussterben. Stimmungen, Sentiments helfen dagegen nicht. Die Maschine kommt und erst mit ihr die wirkliche großgewerbliche Anlage. Erst sie ermöglicht die Herstellung billiger und guter Wohnungstypen, wohlfeilen Kulturgeräthes. Werden die Beamten und Delegirten, denen vom Deutschen Reich die Sorge für die kunstgewerbliche Ausstellung in Saint Louis anvertraut ist, diese Möglichkeit klar erkennen und falsche Wege meiden, die wieder nach Turin führen könnten? Leider hört man noch nicht einmal, daß die Kommission einer sachkundigen Jury — am Besten wäre ein Einzelner, der natürlich selbst nichts ausstellen dürfte — das Recht eingeräumt habe, die Arbeiten zu vertheilen, für ausreichende Ueberwachung zu sorgen und ihr nicht Genügendes unbedingt abzulehnen. Der Minister sollte diese Gelegenheit zur Gründung einer staatlichen oder doch mit dem Staat und, was wichtig ist, den Kunstgewerbeschulen in Verbindung stehenden Organisation benutzen, an der ja die einzelnen Firmen theilhaftig sein könnten. Dann wäre man wenigstens vor schleuderhafter Fabrikation sicher, die in Turin so schädlich wirkte. Besonders schlimm wird es wieder um Berlin bestellt sein. Das Deutsche Haus wird vom Herrn Bruno Schmitz als eine ärmliche Nachahmung des Charlottenburger Schlosses erbaut und mit allerlei altem Kram angefüllt. Die Amerikaner werden Augen machen, wenn ihnen, als Muster deutscher zeitgenössischer Kunst, das Tafelsilber des Hofes gezeigt wird, das vor so und so vielen Jahren als verschnörkeltes Hochzeitsgeschenk der deutschen Städte dem Kaiser (damaligen Kronprinzen) dargebracht wurde. Und wie wird das berlinische Kunsthandwerk vertreten sein? Die süddeutschen und rheinischen Städte haben sich vereinigt und aus Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, vielleicht auch aus Weimar wird Anständiges kommen. Die einzelnen Städte haben den Ausstellern große Zuschüsse gegeben und man hat beschlossen, daß aus den Fonds des Reichskommissars jeder einzelnen Künstlergruppe eben so viel gegeben werde, wie ihre Stadt ihr

giebt. Und Berlin, das „Kulturcentrum“? Hier ist nichts bewilligt worden; gar nichts. Irgendwo in einer Kneipe oder einem Atelier sitzen ein paar Architekten und Künstler und raisonniren, laufen auch wohl von jenem Geheimrath zu diesem Professor: Geld ist nicht da. Die Kunstgewerbeschule, das Kunstgewerbemuseum haben abgelehnt, sich um die Sache zu kümmern. Das Kultusministerium hat mit dem Kunstgewerbe nichts zu thun; über Bilder und Skulpturen ließe sich eher reden. Das Handelsministerium sieht in den großen Industriefirmen die Vertretung des Kunsthandwerkes. Warum steht in der berliner Stadtverwaltung nicht ein Herr auf — vielleicht Herr Reide, der aesthetische Bürgermeister — und sagt: Wenn Dresden dreißigtausend Mark giebt, darf Berlin sich nicht lumpen lassen? . . . Müssen die Künstler auch diesmal wieder bei den Firmen herumhaustren und sech sein, wenn sie für die Ausführung ihrer Skizzen nicht noch aus eigener Tasche draufzuzahlen haben, werden wieder nutzlose Empfangsräume und unmögliche Wohnzimmer ausgestellt, dann wird unser Kunstgewerbe aus Amerika nicht besseren Ertrag heimbringen als aus Italien und vom Rhein. W. Fred.



Selbstanzeigen.

Das Papstthum und Byzanz. Die Trennung der beiden Mächte und das Problem ihrer Wiedervereinigung bis zum Untergang des byzantinischen Reiches (1453). Berlin, V. Behrs Verlag. Sechzehn Mark.

Ich betitle diese Untersuchungen „Das Papstthum und Byzanz“ und nicht etwa „Die Beziehungen der römischen und griechischen Kirche“. Durch die Wahl dieses Titels möchte ich betonen, daß ich das Verhältniß jener beiden Mächte herauszubringen gedenke aus der ausschließlich religiösen Betrachtungsweise, die allein es bis auf die Gegenwart erfahren hat. Dieser rein religiöse Standpunkt läßt sowohl den Ursprung des Schismas als auch vornehmlich die Versuche des Mittelalters, es wieder beizulegen, in ihrer wahren Bedeutung verkennen. Das Wesen insbesondere der Uniongeschichte des Mittelalters möchte ich vielmehr nicht in den unfruchtbaren, auf eine Ideation hingzielenden theologischen Disputationen, sondern in den Versuchen, der Lateiner, Konstantinopel zu erobern, und den Unionbestrebungen der griechischen Kaiser sehen. Auf diesem Wege allein ist es zu realen Zusammenfassungen der byzantinischen Welt mit der abendländischen gekommen. In den Vordergrund des Interesses treten danach, statt der abendländischen und morgenländischen Kirche, das Papstthum und Byzanz: jenes als Spitze der abendländischen Staatenwelt, dieses als Sitz der Rhomäerkaiser. Das heißt: neben und vor dem kirchlichen Moment wird das weltlich-politische, als das Moment der lebendigen Entwicklung in der Uniongeschichte, den Gegenstand der Untersuchung bilden müssen. Hierdurch wird, wie ich glaube, neues Licht

auf die imperialen Bestrebungen des mittelalterlichen Papsttums fallen, ihr Widerstreit mit dem deutschen nicht nur, sondern auch dem griechischen und französischen „Imperialismus“, insbesondere dem Karls von Anjou ersichtlich werden. Wir werden das Papsttum als Vormacht des Vatinismus auftreten sehen, aber es wird sich uns auch in der Rolle einer über die spezifisch lateinischen Interessen erhabenen Universalmacht zeigen; dabei wird uns dann der Occident als die Schaubühne eines tragischen Konfliktes zwischen der Eigenjucht der abendländischen Nationen, die die Griechen bekämpften oder ihrem Schicksal überließen, und dem völkerverbindenden Universalismus der Kurie erscheinen. Im byzantinischen Reich aber werden wir auf kleinerem Schauplatz einen Konflikt zwischen Staat und Volkstum sich abspielen sehen. Die Kreuzzüge finden naturgemäß in diesen Untersuchungen vielfache Würdigung, doch berühre ich sie nur, so weit sie für das mich hier beschäftigende Problem in Frage kommen, in der Hoffnung, über diesen Gegenstand noch einmal für sich zu handeln. Eben so mußte die Handelspolitik insbesondere der Republik Venedig weitgehende Berücksichtigung erfahren. Ihr Schwanken zwischen einer Okkupation byzantinischen Landes und der bloßen Eröffnung des byzantinischen Reiches für ihren Handel bietet eine Parallele zu der päpstlichen Doppelpolitik, aber auch einen mittelalterlichen Prototyp des modernen Kolonialproblems. Endlich werden aus den vielfachen Wechselfällen der Beziehungen des Abendlandes zu Byzanz, die es im Lauf dieser Untersuchungen zu behandeln galt, die Ursachen für den Untergang des byzantinischen Reiches im Jahre 1453 erst recht klar werden.

Dr. Walter Norden.



Das Wesen des Mitleids. F. Dümmle's Verlag. Preis 1,50 Mark.

Diese Schrift ist eine weitere Ausführung meiner Anschauungen vom Wesen des Mitleids, die ich in meinem Werk „Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft“ (Berlin 1897) dargelegt habe. In der neuen Schrift wird das Wesen des Mitleids nicht nur, so weit es in der Ethik, sondern auch, so weit es in der Menschheit eine Rolle spielt, beleuchtet. Nach einer kurzen Einleitung, die eine historische Uebersicht über die wichtigsten Grundprinzipien der Ethik giebt, suche ich im ersten Theil die Unhaltbarkeit der bisherigen Erklärungen des Mitleids nachzuweisen, um dann im zweiten Theile das wahre Wesen des Mitleids darzulegen. Dieses Wesen finde ich in dem allmählich genetisch entstandenen verletzten Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen anderen besetzten Wesen gegenüber den schädlichen Eingriffen der gesammten objektiven Außenwelt ins psychische Leben. Der Schluß enthält eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse.

Dr. Wilhelm Stern.



Katharina. Das Leben einer Färberstochter. Berlin, 1902. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Das Handwerkerkind, die ungelehrte Tochter des Volkes, von der dieses Buch berichtet, hat vor mehr als fünfshundert Jahren gelebt und ist eine Heilige gewesen. Manchen Leser schreckt diese Thatsache. „Nein“, sagte mir einer, „zu solchem mittelalterlichen Stoff habe ich kein Verhältniß und mag davon über-

haupt nichts lesen.“ „Wie können Sie etwas so Frommes schreiben!“ meinte ein Anderer. Und der Nächste: „Eine so frivole Arbeit hätte ich Ihnen nie zugetraut. Sancta Katharina von Siena, die holdeste, frommste aller Heiligen, verkleumden Sie und können sich nur darauf gefaßt machen, auf den Index gesetzt zu werden.“ Solche einander widersprechende Kritiken sind für den Autor unendlich lehrreich. Und gegen Vorwürfe wie den ersten mindestens vermag er sich zu verteidigen. Die Zeit von vor fünfshundert Jahren liegt nicht gar so fern; wir sind seitdem nicht so „anders“ geworden. Frauen, die mehr vom Leben begehren als glückliche Liebe oder die, weil sie dieses Glück nicht fanden, für die Armen, für die Rechte ihrer Schwestern sich ganz aufopfern: solche Frauen und Mädchen giebt es heute wie im vierzehnten Jahrhundert. Wenn aber eine opferfreudige Seele heute sich erlehnt, auch politisch wirken zu wollen — wie es jene Katharina that, die den Papst aus dem Exil nach Rom zurückführte —, wenn eine Frau heute vor Fürsten und Völkern den Frieden predigt, dann lacht man sie aus. Damals ward sie für eine Heilige gehalten. Das scheint mir der ganze Unterschied. Fast zugleich mit Katharina hat ihre Vorgängerin auch in einem Novellisten ihren Biographen gefunden. Das Buch von Werner von Heidenstamm: „Die Pilgerfahrt der Heiligen Brigitta“ ist mir in deutscher Uebersetzung neulich erst in die Hände gekommen. Die schwedische Fürstentochter ist, wie das Härberkind von Siena, erfüllt von der großen Sehnsucht, die Welt zu verbessern. Diese Sehnsucht kann nicht veralten. Und würden die Menschen auch noch so weise, noch so kühl vernünftig und praktisch: immer wieder wird es Feuerköpfe geben, die davon träumen, auf ihre Weise ihren Mitmenschen zu helfen, und die dann, am Schluß ihres leidvollen Ringens, wie Katharina auf ihrem Totenbett, zu der bitteren Erkenntniß gelangen, daß die Menschheit ihren Weg geht, auf dieser runden, sich im Kreislauf drehenden Erde, ihren Weg, den die schwache Hand des Einzelnen weder vorschreiben noch abändern kann.

Hamburg.

Walbert Reinhardt.

Die Fürsorge für die Handlungsgehilfinnen. H. Burdach, Dresden, 1903. Preis 40 Pf.

Ein Vortrag, den ich zuerst in Dresden hielt und der nun, in wesentlich erweiterter Form, seinen ursprünglichen Zweck erfüllen soll: die bisher unserer Sache noch fern Stehenden für sie zu interessieren und ihnen mitzuthellen, was in manchen deutschen Städtchen schon für die Ladnerinnen gethan worden ist, zugleich aber auch darauf hinzuweisen, wie dringend nöthig es ist, daß noch mehr helfende Kräfte sich in den Dienst dieser Arbeit stellen und zur Besserung der materiellen und moralischen Lage der Handlungsgehilfinnen beitragen.

Dresden.

Dora Vollmoeller.

William Shakespeare und Käthchen Minola. Dresden, E. Pierson.

Käthchen Minola ist die Heldin in Shakespeares „Jähmung der Wilden.“ Lange Zeit konnte ich selbst diesem Werk nicht die rechte Freude abgewinnen, bis mir vor vielen Jahren einmal das Lesen des Originals eine den bis jetzt hergebrachten geradezu entgegengesetzte Anschauung von dem Werk

brachte, bei der ich zu vollem Genuß gelangte. Nach einigem Suchen fand ich literarhistorische Belege, die mir meine Auffassung unwiderleglich bekräftigten. Literaturdenkmäler, die trotz dem Fleiß unserer Philologen bisher merkwürdiger Weise wenig, zum Theil auch gar nicht benutzt worden waren. Daß ich jedoch nur auseinanderfaltete und nicht meinen Sinn hineinlegte, wurde mir erst zur Gewißheit, da mir aus anderen Werken Shakespeares sich seine Persönlichkeit offenbarte, als deren eine Ausstrahlung die „Zähmung“ in meiner Auffassung erschien, und da ich bei Shakespeare die Wesenszüge fand, aus denen sein Mädchen entstanden sein mußte. In Shakespeares Zeit erwachsen — vielleicht zum ersten Mal — selbst in der bürgerlichen Enge weibliche Einzelpersönlichkeiten. Es ist ein Zeugniß für seine Hellsehigkeit, daß er als erster aller Dichter dieses Seelenleben — nicht etwa das mit ihm geborene soziale Problem — gestaltete. Ihm stand als Künstler die Frage für und wider das Eigenleben der Frau völlig fern; er sah mit Freuden und mit Schmerzen nur die Herzenszudungen, die in Einzelnen die Wandlung erregte. Die innerliche Tragödie, die entstehen mußte, sobald ein Mädchen von sonderer Eigenheit an einen Mann kam, der die Persönlichkeit einer Frau noch nicht zu erfassen vermochte, hat Shakespeare in der „Zähmung“ nach außen projiziert. Die Auffassung seines Mädchens habe ich zunächst aus dem Kunstwerk selbst zu entwickeln, mit den literarhistorischen Belegen zu beweisen und aus der uns in seinen übrigen Werken, besonders den Sonnetten, entgegenleuchtenden Persönlichkeit Shakespeares zu erklären versucht. Ich wollte die Freude an einem Kunstwerk und seinem Schöpfer erhöhen und stärken; meine schwierigste Aufgabe war daher, die von mir aus dem Materialien gewonnene Auffassung wieder in künstlerischer Form zu geben. Werthvoll dünkt mich der hierbei am Beispiel der „Zähmung der Widerspenstigen“ erbrachte Nachweis, daß Shakespeare die Pote nicht als Zugeständniß an den Volks- und Zeitgeschmack bot, sondern als Kunstmittel gebrauchte. Da ich hierauf eingehen und diese Stellen wiedergeben mußte, habe ich sie in der Ursprache angeführt, um den Gebrauch dieser Zusammenstellung ad usum Delphini nach Möglichkeit zu erschweren. Ich schätze die deutschen Uebersetzungen, insbesondere die von Zerwegh, im Gegensatz zu unseren landläufigen Bühnenbearbeitungen, sehr hoch.

Dresden.

Dr. Hermann Jacobson.



Magerkohlenzechen.

An den kontradiktorischen Verhandlungen über das rheinisch-westfälische Kohlen-syndikat sind auf beiden Seiten über Magerkohlenzechen Worte gefallen, die geeignet sind, im Publikum falsche Vorstellungen vom Wesen dieser wichtigen Kohlengruppe zu erzeugen. Nur ein Theilnehmer wäre in der Lage gewesen, wenigstens über die wichtigsten Punkte Aufklärung zu geben: der Bergwerksbesitzer Hugo Stinnes. Dieser Herr, der umfangreiche Fettkohlenzechen besitzt, ist nur am Weisig einer wirklichen Magerkohlenzeche betheilig, daneben aber auch Vertreter des legitimen Kohlen Großhandels. Im Grunde waren die Magerkohlenzechen in der Konferenz also überhaupt nicht vertreten.

Behauptet wurde: 1. Die Magerkohlenzehen haben ihre früher so wesentliche Bedeutung verloren; erst nach ihrem Eintritt in das Syndikat haben sie Aufbereitungen und Briquettefabriken gebaut. Ein großer Theil des Abzuges vollzieht sich im Landdebit. Die Magerkohlengruppe hat in den Syndikatsversammlungen meist Preisderhöhungen gefordert und den beantragten Ermäßigungen Widerstand entgegengesetzt. (Referent: Regierungsrath Dr. Voelcker). 2. Herr Geheimrath Kirchoff sagte: „Aus dem Vortrage des Herrn Referenten ersehe ich daß von der mageren Seite (Heiterkeit), von den Magerkohlenzehen ziemlich Beschwerden über das Syndikat geführt sind, und ich bedaure wirklich, daß die Herren, die diese Beschwerden haben, damals dem Syndikate beigetreten sind. Wir haben sie gar nicht so gern in unserer Mitte gesehen. Die immer so klagen, die Magerkohlenpartei, würden allein sich wohl nur sehr schlecht helfen können.“

Bevor die Unrichtigkeit dieser Behauptung nachgewiesen wird, ist es wohl angebracht, zunächst den Begriff „Magerkohlenzehen“ zu definiren. Dem geologischen Alter, der Entstehungszeit nach rangiren die Kohlengruppen: 1. Magerkohle, 2. Ekzkohle, 3. Fettkohle, 4. Gasflammkohle, 5. Gaskohle. Die Magerkohlenflöze streichen — unter dem gesammten Steinkohlenbecken — unter die Ekzkohlen-, Fettkohlen-, Gasflamm- und Gaskohlenflöze. Eine neue Gaskohlenzehe baut daher zuerst die oberen Gaskohlenflöze ab; dann folgen im Abbau, nach Erschöpfung der jüngsten Kohlenflöze, die übrigen bis zu den Magerkohlenflözen als der am Tiefsten gelagerten Partie. Die größte Kohlengruppe bilden die Fettkohlenzehen; sie werden daher nach und nach zuerst Ekzkohlenzehen. Das heißt: sie fördern dann eine Kohle, die zwar nicht mehr kost, aber noch mit langer Flamme brennt und daher für Kesselfenerung geeignet ist, und werden zuletzt Magerkohlenzehen. Das heißt: sie fördern eine Kohle, die weder kost noch flammt, sondern nur glüht. Die Magerkohle hat in der Erde in den ungeheuren Zeiträumen den Entgasungsprozeß durchgemacht, wie in einem kurzen Zeitraum der Koks sich aus der Fettkohle in den Koksofen bildet. Je mehr die Magerkohlenflöze sich der Tagesoberfläche nähern, um so besser ist dieser Entgasungsprozeß gelungen und um so werthvoller ist auch die geförderte Kohle. So kommt es, daß auch bei den Magerkohlenzehen sich Nuancirungen bilden, so daß man unterscheiden kann: $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{10}$ fette (bitumenhaltige) Magerkohlen. Steht der Bitumengehalt auf die Hälfte dessen der Fettkohlen herunter, so heißt die Kohle schon Ekzkohle oder halbfette Kohle; sie ist das Mittelglied zwischen Magerkohle und Fettkohle. Die ganz magere Kohle kennt der Verbraucher allgemein unter dem Namen „Anthrazitnüsse“ als bestes Material für amerikanische Regulusöfen und für die in Berlin so verbreiteten Cabé-Ofen. Für diesen Verwendungszweck, den die anderen Kohlengruppen nicht kennen, ist die Ekzkohle nicht oder nur zur Aushilfe zu verwerthen; man sieht aber schon hieraus, zu welchen falschen Schlußfolgerungen es führt, wenn man die Ekzkohlen- und Magerkohlengruppe stets in einem Athem nennt, statt sie streng auseinanderzuhalten. Noch richtiger würde man von der Magerkohlengruppe die Anthrazitkohlenzehen, als Gruppe für sich, abzweigen. Mit dieser für das größere Publikum nicht zu vermeidenden Auseinandersehung ist aber schon ein Theil der Behauptung ad 1 des Herrn Referenten widerlegt. Wir werden im Gegentheil sagen müssen: „Die Magerkohlenzehen haben ihre früher so unwesentliche Bedeutung verloren und gelangen zu immer größerer Bedeutung.“

Die Verwendung der Anthrazitnüsse für Hausbrand (als billigstes Heizmaterial, selbst wenn der Preis den der Fettnüsse um Doppelte übersteigt, weil es doppelt so lange brennt) ist so allgemein bekannt, daß man süglich von einem Rückgang der Bedeutung der Magerkohlenzechen nicht reden kann. Nachdem die Anthrazitnüsse sich von allen Kohlenarten wohl den größten Markt erobert haben, findet in neuerer Zeit auch das Produkt unter 6 mm (Anthrazitfeinkohle) die selbe Verbreitung für Hausbrandzwecke. Ich denke an das neue belgische Centralheizungssystem, das durch Verwendung der Magerfeinkohle außerordentliche Erfolge erzielt. Aber auch für industrielle Zwecke ist die Magerkohle heute kaum noch zu entbehren; ich erinnere nur an den Siegeszug der Sauggasgenerator-Anlagen, wie sie die deutscher Gasmotorenfabrik auf der Ausstellung in Düsseldorf vorführte. Das beste Material für diese Sauggasanlage ist die Anthrazit-Ruß III von 12 bis 25 mm; es erzielt überraschende Ersparnisse gegen die bisher übliche Krafsterzeugung durch Dampf. Es ist auch nicht richtig, daß ein großer Teil des Absatzes sich im Landdebit (durch Abfuhr per Karre direkt ab Werk) vollziehe. Das trifft nur bei den einzelnen Zechen zu, die an einer großen Stadt liegen. Die Magerkohlenzechen haben auch — Jeder kann sich wohl der Zeit noch erinnern, wo die Regulirfüllöfen aufkamen — lange vor Gründung des Syndikates Aufbereitungen und Briquettefabriken gebaut; die meisten anfangs der achtziger Jahre. Der Briquetteverkaufsverein bestand vor dem Syndikat; unter den Gründern waren die Fettkohlenzechen in der Minorität.

Ferner wird behauptet, die Magerkohlenzechen hätten meist Preiserhöhungen gefordert und den Ermäßigungen Widerstand entgegengesetzt. Das ist falsch; die Magerkohlenzechen haben zur besseren Verwerthung ihres Feinkohlen-erzeugnisses von 6 mm abwärts in eine Herabsetzung des Preises (Verrechnungspreises) von 7 (1901) auf 5 (1902) und zuletzt auf 3,50 Mark (1903) pro Tonne ab Zechen gewilligt; keine andere Kohlengruppe hat eine solche Herabsetzung von 50 Prozent aufzuweisen. Auf der anderen Seite haben sie sich bei Preiserhöhungen, wie sie jede Konjunktur mit sich bringt, der Majorität, die sich wiederum aus allen Zechengruppen bildete, angeschlossen. Es folgt dann die Ordnung Ruß IV von 6 bis 15 mm für Kesselfeuerung, die stets um 5 Mark pro 10 Tonnen niedriger stand als Fettnuß IV; und die Hauptsache: die Ordnungen über 12 mm stehen trotz dem Syndikat heute noch im freien Wettbewerb, weil über die Hälfte dieser Erzeugnisse von inländischen, belgischen und englischen Werken auf den Inlandsmarkt gebracht wird. Das Syndikat beherrscht dadurch gar nicht den Inlandsmarkt in Anthrazitnüssen, wie in den anderen Kohlenarten. Recht hätte der Referent, wenn er, statt Magerkohlenzechen, „kleinere Zechen“, nämlich solche von 120 bis 180 000 Tonnen Jahresförderung sagte. Vor der Syndikatszeit gliederten die kaufmännischen Leiter dieser Kleinbetriebe ihre höheren Selbstkosten (die Generalunkosten pro Tonne sind bei ihnen naturgemäß höher als bei den Großbetrieben) durch detaillirteren Verkauf ihrer Produkte aus, wobei sie die höchsten Preise erzielten. Ein solcher Leiter verkaufte direkt an Private, Kleinhändler und Fabriken; er vermied ängstlich den Großhandel, den Vertreter mit Provision, den der große Kohlenbetrieb nicht vermeiden konnte: er spielte eben selbst den Händler. Das hörte nach dem Eintritt ins Syndikat mit einem Schlage auf; die Syndikatshändler traten an seine Stelle und damit fiel auch sein Mehrpreis

gegen früher. Ist es nicht natürlich, daß eine solche Kleinzeche den Mindererlös beim Syndikatshändlervertrieb durch Forderung eines höheren Verrechnungspreises im Syndikat auszugleichen suchte? Die Mehrzahl der Wagerkohlenzweigen gehört nicht zu diesen Kleinzechen und kann den Kohlengroßhandel nicht entbehren.

Aus allen Syndikatsverhandlungen, auch aus den öffentlichen, von denen wir hier reden, hört man die Unzufriedenheit mit einer Gruppe der Syndikatszweigen heraus, die unter den Allgemeinbegriff „die Wagerkohlenzweigen“ gebracht werden. Das liegt lediglich an der Art, wie der Vertrag zu Stande kam. Die Majorität, die hierbei voranging, schnitt ihn nach ihren Verhältnissen zu und die Minorität kam nicht auf ihre Kosten; es hieß einfach: Annehmen oder ablehnen! Beim Entwurf des Vertrages ging man ursprünglich allerdings von der Annahme aus, daß die Wagerkohlenzweigen dem Syndikat nicht beitreten würden. Man hatte daher eine Beteiligung von nur 95 Prozent der Zechen des dortmunder Oberbergamtsbezirks zur Bedingung gemacht, weil man glaubte, daß alle großen Zechen den Vertrag annehmen würden. Bald zeigte sich aber, daß große Zechen Outsidern bleiben wollten, zunächst Mont Genis, dann auch die Gruppe Thyssen. Um die 95 Prozent zu erreichen, mußte man also noch die Wagerkohlenzweigen hinzunehmen. Als auch mit ihnen noch nicht der gewünschte Prozentsatz erreicht wurde, weil die große Wagerkohlenzeche Vangenbrahm draußen blieb und bis heute geblieben ist, hing das Gelingen des Vertrages lediglich von dem Beitritte der noch außenstehenden Zeche Mont Genis ab. Die Verhandlungen wurden damals — es war der sechzehnte Februar 1893 — auf eine halbe Stunde unterbrochen und in dieser Zeit spielte der Telegraph zwischen dem Hauptinteressenten, der Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft, und dem Vorsitzenden der Gewerkschaft Mont Genis. Die Harpener Gesellschaft gab von ihrer hohen Beteiligungsziffer 360 000 Tonnen an Mont Genis ab und nun erst war der Syndikatsvertrag perfekt.

Die Entstehungsgeschichte dieses Vertrages beweist, daß die Wagerkohlenzweigen sich durchaus nicht aufgedrängt haben, daß sie vielmehr mit allen Mitteln von den großen Zechen damals zum Beitritt gedrängt worden sind. Ich muß annehmen, daß Herrn Scheimrath Kirdorf, dessen Syndikatsleitung ja von allen Seiten anerkannt wird, die einzelnen Phasen dieser Geschichte, wenigstens, so weit die Wagerkohlenzweigen in Betracht kommt, unbekannt geblieben sind; er hat auch selbst bei Syndikatsverhandlungen mehrfach zugegeben, die Verhältnisse dieser Gruppe seien ihm nicht so geläufig. Der schmerzliche Ausruf: „Wir haben sie (die Wagerkohlenzweigen) gar nicht so gern in unserer Mitte gesehen“ mag wohl heute zutreffen, weil der Vertrag nicht auf sie paßt; jedenfalls traf er zur Zeit der Gründung des Syndikates nicht zu. Der folgende Satz „Die immer so klagen, die Wagerkohlenpartei, würden allein sich wohl nur sehr schlecht helfen können“, trifft aber auch heute noch nicht zu. Sonst hätte man wohl bis auf den heutigen Tag nicht so eifrig und zäh daran gearbeitet, die Outsider-Zeche Vangenbrahm zum Beitritt zu bewegen. Diese Zeche hat sich während der Syndikatsjahre sehr gut zu helfen vermocht und wird es sicher auch künftig aushalten können. Und die übrigen Wagerkohlenzweigen sind in ähnlicher oder gleicher Lage. Ihre Haupterzeugnisse kommen gar nicht in Wettbewerb mit denen der anderen Kohlengruppen. Die Wagerkohlenzweigen sind aber auch viel früher dem Syndikatsgedanken näher getreten

als die Fett- und Gaskohlenzweige. Schon früh — das erste Syndikat der essenswerdenschen Zweige war schon vor siebenzig Jahren in Kraft — nach dem Zusammenbruch der Konjunktur fing man, um das Jahr 1873, an, lose Verkaufsvereinigungen zu schaffen, die nur kurze Zeit dauerten, aber doch den Kern für eine später zu schließende Vereinigung bildeten. Diese Bestrebungen führten zur Ziegel- und Kalkkohlenvereinigung, zur ersten geschlossenen Verkaufsvereinigung, die vortrefflich organisiert und auch von Dauer und Erfolg war; sie wurde nach fünfjährigem Bestehen durch das neue Kohlensyndikat aufgelöst. Diese Vereinigung umfaßte zunächst ein Produkt, in dem die Magerkohlenzweige besonders scharf mit einander konkurrierten: die Kohlen für Feldbrandziegelöfen und Trichteralköfen, in denen bituminöse (Fett-) Kohle nicht zu verwenden war. Der Verkauf erfolgte von einer Stelle, der Absatz war kontingentiert, Umlage erhob man nicht — sie beträgt beim Syndikat heute 6 Prozent —, die geringen Unkosten deckte man durch Frachtenüberschüsse; die Zehne bekam also ihren ungeschmälernten Kartellpreis. Dieser festen Kartellierung für das eine Produkt Ziegel- oder Kalkkohle gliederte man in vorläufiger Weise noch und nach losere Verkaufsvereinigungen für die vielen Hausbrand- und Mischkohlenforten an, um zunächst Erfahrungen zu sammeln, ehe die feste Kartellform gewählt wurde. Auch diese Vereinigungen erwiesen sich von Bestand und sollten gerade in die straffere Kartellform gebracht werden, als der Syndikatsvertrag für alle Zweige aufsuchte.

Die Magerkohlenzweige sind so ganz vom Syndikatsgedanken durchdrungen, daß sie, sollten wider Erwarten die außenstehenden großen Fettkohlenzweige dem neuen Vertrage nicht beitreten, sofort ihre kleine Gruppe zu einem Magerkohlen-Syndikat vereinigen würden. Diesem Syndikat, das den Verhältnissen der Spezialkohle im Vertrag gerechter würde als in dem jetzigen Syndikatsvertrag, würden auch die bedeutenden Outsidere beitreten. Noch ist es Zeit, zu erwägen, ob nicht die Magerkohlengruppe, wie der Briquettenverkaufsverein und das Kalksyndikat, eine Unterabteilung für sich in dem neu zu schließenden Vertrag bilden könnte. Daß die Magerkohlengruppe bei dem heutigen Zustande ihre Rechnung nicht findet, beweisen die folgenden Zahlen aus dem soeben erschienenen Jahresberichte des Kohlensyndikates. Die nachstehende Tabelle zeigt das Verhältnis zwischen Beteiligung, Förderung, Absatz und Selbstverbrauch der Syndikatszweige nach Qualitätsgruppen getrennt:

	Fettkohlen		Meh- u. Gasstammkohlen		Eß- u. Magerkohlen		Insgesamt	
	1902 t	% der betr. Ges.-Ziffer gegen 1901	1902 t	% der betr. Ges.-Ziffer gegen 1901	1902 t	% der betr. Ges.-Ziffer gegen 1901	1902 t	gegen 1901 %
Beteiligung	35080808	58,03 + 4,90	17658175	29,20 + 9,48	7718038	12,77 + 1,48	60451522	+ 5,78
Förderung	28932852	59,37 - 1,11	13912654	28,62 - 6,22	2687136	12,01 - 8,67	49509645	- 3,08
Wabag	28932899	59,37 - 0,61	13935046	28,66 - 5,44	2640106	11,98 - 7,90	48737651	- 2,95
Verfand	19504406	62,12 + 0,34	13091489	36,23 - 4,94	4208137	11,65 - 7,02	36784092	- 2,62
Selbstverbrauch	10097638	80,12 - 2,35	878357	6,83 - 12,52	1681989	12,96 - 10,11	19909429	- 4,17

Die einfachste Lösung wäre: den Magerkohlenzweigen nach Ablauf des bestehenden Syndikatsvertrages die Syndizierung selbst zu überlassen, da sie ja doch nicht gern in der Mitte der Großzweige gesehen werden.

Franz Werder.